15/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Małgorzata aus dem Haus
moda polska
spielt mit Schwarz und Weiß und Rot

Mode-Theater

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Computertechnik
Ein Kollektiv auf Zeit und die Geburt eines Superhirns in Nowosibirsk
Seite 4

Bilder und Standpunkte
Schafzucht rationell?
Seite 10

Nachrichtenmagazin
Seite 12

Uwe Kant
Eva Siao, Peking
Seite 16

Reisebericht
Dickhäuter unterwegs von Moskau nach Berlin
Seite 22

Tourismus-Ratgeber
Seite 24

Memoirenserie
Erinnerungen von Andrej Gromyko
Seite 26

Sport
Vorolympische Schlaglichter: Gewichtheben zum Auftakt
Seite 28

Berühmte Liebespaare
Evelina von Hanska und Honoré de Balzac
Seite 30

Malerei aus Nikaragua
Und Gigantona tanzt
Seite 32

Erzählung
Alexander Grin: „Die Pension"
Seite 34

Humor
Seite 36

Rätsel
Seite 38

Kinderserie
„Die beiden Brüder"
Seite 40

Geschichte
Vor 45 Jahren wurde das Nationalkomitee „Freies Deutschland" gegründet
Seite 42

Leserforum
Seite 44

Reportage beim Nachbarn
moda polska
Seite 46

Großes Sommerpreisausschreiben
Olympia vor der Haustür – alle Leser sind eingeladen: zum Raten und Gewinnen. 8888,– Mark stehen bereit
Seite 52

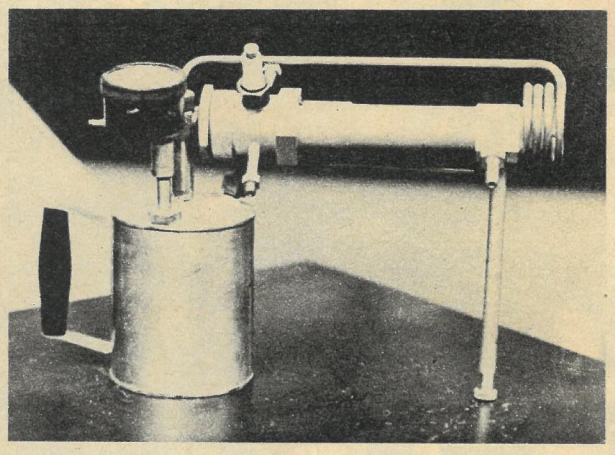
Titelfoto:
In Warschau fotografierte Sibylle Bergemann

Redaktionsschluß für dieses Heft: 11. 7. 1988

FREIE WELT EXKLUSIV

Vom Kosmodrom Baikonur berichten FREIE WELT-Mitarbeiter Karl-Heinz Eyermann und TASS-Fotograf Albert Puschkarjow

Unser Mann im Mars-Bahnhof



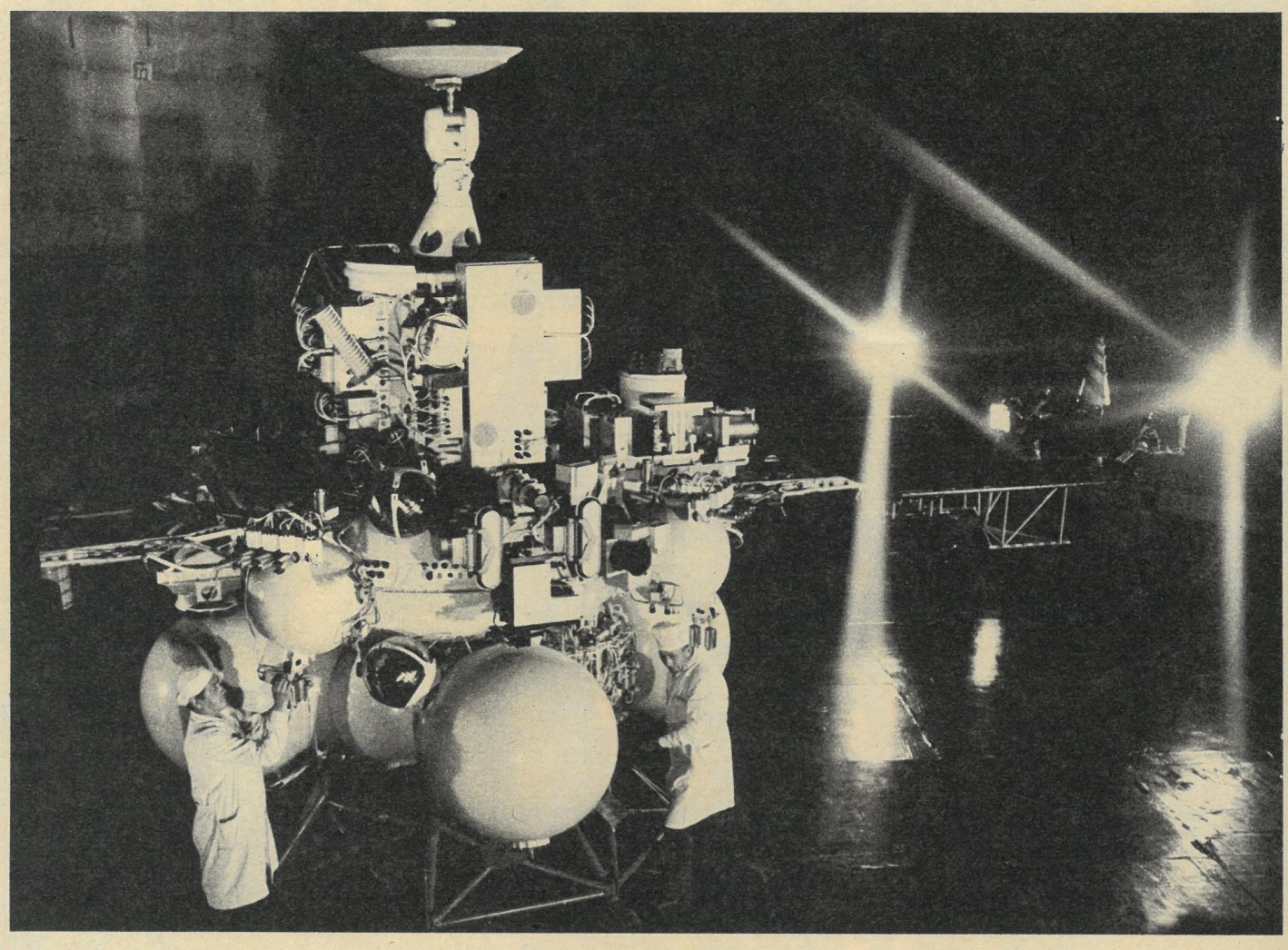
Die Kraft, die 1928 aus einer Lötlampe kam: Der Gruß sowjetischer Raketenpioniere – „Vorwärts zum Mars"

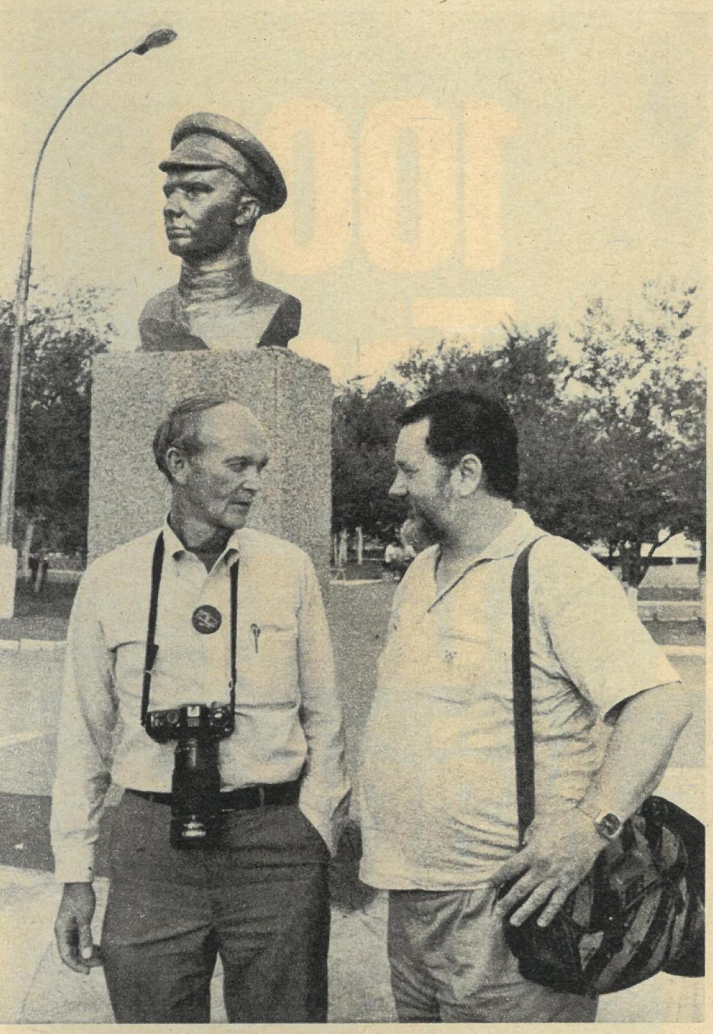
Mit über 60 Millionen PS 1988 zum roten Planeten: Phobos-Sonden steuern Mars-Mond an und setzen Landeapparate ab

In 200 Tagen zum roten Planeten: Forschungsgeräte aus einem Dutzend europäischer Länder an Bord, darunter aus der DDR.

Bisher größte Interplanetar-Mission begann am 7. Juli 1988 um 21 Uhr 38 Minuten 04 Sekunden in Kasachstans Steppe

Sechzig Meter Metall liegen hinter mir, aus denen mehr als sechzig Millionen Pferdestärken kommen sollen (Foto rechts). Am Abend des siebenten Juli so gegen neunzehn Uhr. In einem klinisch sauberen, klimatisierten Hangar von Baikonur. Die Montagehalle der Proton-Rakete ist zum Wartesaal des Mars-Bahnhofes geworden. In der Spitze des mächtigen Trägergeschosses wartet die über sechs Tonnen schwere Interplanetar-Sonde Phobos-2 auf ihren Reisebeginn, hier noch kühl gelagert und vor Sand und Wind geschützt. Aber draußen, Dutzende Kilometer entfernt, steht Phobos-1 in der senkrecht aufgerichteten Proton-Rakete auf dem Mars-Bahnsteig in der Steppe bei kasachstanischer Abendkühle von plus einunddreißig Grad. Das Signal steht schon auf grün, und der Countdown läuft. Phobos-1, monatelang in den Labors getestet (Foto links unten), um jedes Gerät mit größtmöglicher Funktionssicherheit auf die Reise zu schicken, mußte mitsamt der Rakete tags zuvor noch eine unfreiwillige Probe bestehen: Quasi in Vorahnung auf Mars-Or-

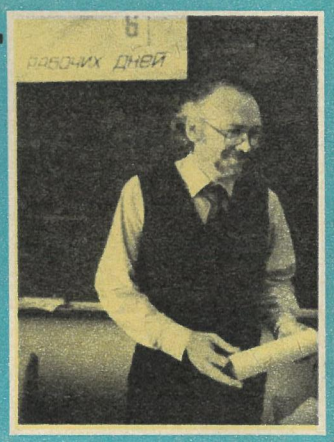




kane fegte bei plus sechsundvierzig Grad ein Sandsturm über den Kosmodrom, der das Mars-Geschoß in eine große braune Wolke wickelte.
Jetzt, kurz vor dem Start, steht Proton mit Phobos-1 blendend weiß im Abenddunkel, von Scheinwerferbatterien angestrahlt. Aus anderthalb Kilometer Entfernung beobachten wir mit bloßem Auge, mit Fernglas und Scherenfernrohr, wie sich mit Gewitterdonner der Mars-Bahnsteig in ein Feuermeer verwandelt und die Rakete sich langsam löst, immer schneller wird, um die Fesseln der Erdanziehung zu sprengen. Der Boden bebt. In der Nähe jagt eine Herde Wildpferde davon, Saiga-Antilopen flüchten, und Krähen taumeln durch die Luft.
Auf der Tribüne des Beobachtungspunktes, beflaggt mit den Staatsfahnen aller „Phobosianer", klingt Beifall auf, als Proton in der hohen Wolkendecke verschwindet und als letzten Gruß die vier ausgebrannten Seitenbooster wie auseinanderplatzende Feuerwerkskörper absprengt.
Unwillkürlich muß ich an das Museums-Exponat aus dem Jahre 1928 denken. Eine umgebaute Lötlampe, die als Flüssigkeits-Raketentriebwerk fungierte (Foto oben links). Zander, neben Ziolkowski der große Wegbereiter der Raumfahrt, hatte damit seinen ersten Rückstoßmotor OR-1 gebaut. Ein Flämmchen züngelte aus dem Rohr, das weniger kräftig war als ein wippendes Schaukelpferd.
Aber mit dem Mikro-Schub trat die Hoffnung aus der Düse, die stärker war als die Mini-PS und Zander zu dem neuen Gruß der sowjetischen Raketenenthusiasten inspirierte: Vorwärts zum Mars.
Und nun die über sechzig Millionen Pferdestärken, die Phobos zum Phobos bringen werden. Sie züchtete einer, der bereits mit Zander begann und als Achtzigjähriger im zweieinhalbtausend Kilometer entfernten Moskauer Flugleitzentrum auf dem Monitor sein Lebenswerk in den Himmel steigen sieht: Akademiemitglied Valentin Gluschko.
Hier in Baikonur steht ein Mann direkt neben mir (im Foto vor der Gagarin-Büste), der von allen auf dem Kosmodrom Versammelten einem anderen Himmelskörper schon am nächsten war: Michael Collins, Pilot vom USA-Raumschiff Apollo-11 während der ersten Mondlandung von Astronauten im Juli vor neunzehn Jahren. Auf meine Frage sagt er nur: „Proton is super." Collins will ein Buch über künftige Marsmissionen schreiben und plädiert für eine Kooperation USA–UdSSR, so wie bei Sojus–Apollo. Und er findet auf dem Weltraum-Startplatz genügend Anhänger dieser Idee. Auch Gorbatschow hat Reagan bereits gemeinsame Mars-Projekte vorgeschlagen. So kann der rote Planet zum großen Friedensziel der Weltwissenschaft werden.

Kosmonauten und Astronauten könnten bei einer gemeinsamen Landung den Kriegsgott Mars entthronen. Und Marsmond Phobos kann schon im nächsten Jahr seinen Namen, der griechisch Furcht bedeutet, verlieren, wenn Phobos-1 und Phobos-2, mit Marsmond-Sender und mobilem Marsmond-Labor ausgerüstet, der kosmischen Urmaterie auf den Leib rükken.

Zangengeburt eines Superhirns



Debugging – die Zeit der „Fehlerbeseitigung", wie der Fachbegriff zu übersetzen ist: Erst in dieser letzten Arbeitsphase, da der Konstrukteur öfter zu Zange und Lötkolben greifen muß als zum Bleistift, entscheidet sich das Schicksal eines neuen Computers. Shenja Tarassow, einer der rund 200 Mitarbeiter des Nowosibirsker Forschungskollektivs „Start", verließ nicht einmal mehr zum Schlafen den Kreißsaal des zum Leben erwachenden Super-Minirechners. Typisch für die Anstrengungen der drei Jahre Umgestaltung, die auf der XIX. Unionsparteikonferenz der KPdSU jetzt zur Debatte stand.

1000 Tage und Nächte

Ein Beitrag von Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos)

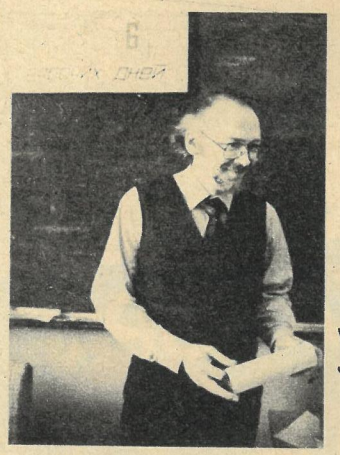
АЛКОГОЛЬ · ВРАГ РАБОТЫ !

ВОДКА – ВРАГ,
ВЫПИЛ – БРАК !

АПКОГОЛЬ

ЧЕМ МЕНЬ МЫСЛЕЙ, ТЕМ ЛУЧШ

Zangengeburt eines Superhirns



Wissenschaftsmanager Jewgeni Kusnezow

Nur noch sechs Tage bis zum Ende der Schöpfungsgeschichte? Jewgeni Kusnezow lacht über die etwas freie Übersetzung des Posters mit dem rückwärts laufenden Abreißkalender an der Tafel in seinem Arbeitszimmer. „Ganze sechs Werktage von tausend, die uns geblieben sind, bis die staatliche Abnahmekommission kommt, klingt wohl nicht dramatisch genug?" fragt er, und ein gehörig Maß Ironie schwingt in seinen Worten mit. Wir mögen das entschuldigen, ergänzt er gleich, aber er habe in den drei Jahren bittere Erfahrungen mit Journalisten gemacht, deren Berichte nicht nur die Fachwelt an der Seriosität der Arbeit hier zweifeln ließen. Er wolle sich der Presse aber keinesfalls entziehen, wo doch gerade jetzt so vieles von der Öffentlichkeit und ihrer Meinung über die Dinge abhängt…

Machte man sich mit dem für Organisationsfragen zuständigen stellvertretenden Leiter von „Start" vor zwei Jahren bekannt, gab er einem zwei Diensttelefonnummern: eine im heimatlichen Akademgorodok von Nowosibirsk und die andere in Moskau, wo Jewgeni Kusnezow als bevollmächtigter Vertreter der in dem zeitweiligen Forschungskollektiv vereinigten Computerspezialisten damals in Ministerien und Behörden mindestens ebensooft zu finden war. Spätestens seit dem Beginn des Debuggings bedarf es nicht einmal mehr der Privatanschrift auf seiner Visitenkarte: Man trifft den Wissenschaftsmanager mit Sicherheit zu jeder Tages- und Nachtzeit im Rechenzentrum an.

Das offenbar von ungelenker Hand geschriebene Plakat fiel uns übrigens gleich als erstes bei ihm auf. Weil gegenüber ein breiter, mit Linien und geometrischen Figuren ausgesprochen professionell bedruckter Riesenschnittmusterbogen hing. Die Striche darauf entpuppten sich beim näheren Hinsehen als eine Aneinanderreihung von kleinen schwarzen Punkten, so daß man im Licht der unmerklich flackernden Deckenbeleuchtung den Eindruck hatte, dort würden ganze Heerscharen von Ameisen in einem Labyrinth unterwegs sein.

„Das ist die Seele der neuen Maschine der Zukunft, ihre Architektur", erklärt uns der 24jährige Shenja Tarassow. „Auf solchen Bahnen, millionenfach verkleinerten Kristallen aufgeprägt, fließen die Elektronenströme in den Schaltkreisen des Computers, vereinen sich und streben wieder auseinander. Ein Netz von Verbindungen knüpfend wie die Fortsätze der Nervenzellen in einem Gehirn. Nur, daß in den bisherigen Maschinen immer die möglichen Strukturen von vornherein festlagen – vorprogrammiert war, w a s ein Maschinengehirn zu machen hat und mit welchem Ergebnis. Beim natürlichen Denkvorgang dagegen sind die Verknüpfungsvarianten prinzipiell unbeschränkt, ist von Anfang an durch die vererbte Gehirnstruktur nur festgelegt, w i e die Denkprozesse realisiert werden sollen…" Um Rechner, d. h. Maschinen diese natürlichen Denkvorgänge teilweise schon durch ihre Struktur und nicht nur das Programm nachahmen zu lassen, unternimmt man nun allererste praktische Schritte mit der sogenannten 5. Computergeneration.

Ein Buchstabe macht den Unterschied:

Der Star wird zum Anfänger

Shenja ging in die Akademgorodoker Physik- und Mathematikspezialschule für besonders begabte Kinder, schon vor einem Vierteljahrhundert vom Gründer des Wissenschaftszentrums, Akademiemitglied Lawrentjew, ins Leben gerufen. Noch während der Schulzeit hatte Shenja erste Kontakte zum Rechenzentrum der Akademie: Er brachte es in der schweren Wissenschaft zur Vollkommenheit, unbemerkt am Wächter des Computerinstituts vorbeizukommen. Einen richtigen Ausweis erhielt er erst im dritten Studienjahr vom Leiter der Programmierabteilung. Mit der ihm eigenen Entschlossenheit sprach Shenja ihn mitten auf der Straße an und empfahl sich als sein zukünftiger Mitarbeiter.

Was ihn ins Rechner-Labor trieb und treibt? „Der Kindheitstraum, einmal auf meinem Tisch zu Hause einen eigenen Computer stehen zu haben", sagt er. Und dann: „In letzter Zeit auch immer intensiver der Wunsch, andere Spuren als üblich auf dieser Erde zu hinterlassen – denn ein Computerhirn speichert nicht so sehr das Wissen und Können seines Schöpfers, als vielmehr seine A r t zu denken, ist gewissermaßen materialisierter Ausdruck der ‚Seele' aller an seiner Entwicklung Beteiligten…" Selbst schon als 24jähriger kann man also in langen Nächten, vis-à-vis nur mit Computern, ins Philosophieren kommen…

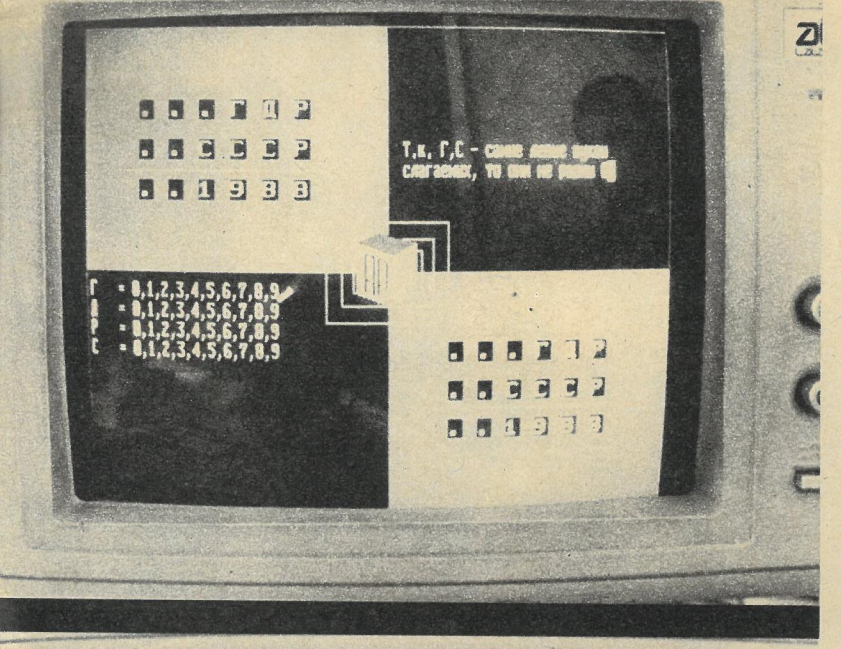
Wobei es ja bei Shenjas erster Maschine nicht um irgendeine ging, sondern um einen Rechner mit Merkmalen einer sogenannten künstlichen Intelligenz. Von den technischen Voraussetzungen braucht man für die 5. Rechnergeneration vor allem superschnelle Rechner mit gewaltigen Kapazitäten für das „Durchprobieren" von Millionen und aber Millionen von Varianten in vertretbarer Zeit. „Bei der Entwicklung solcher Maschinen sind wir in der Sowjetunion spätestens zu Beginn der 80er Jahre sehr weit hinter dem internationalen Stand zurückgeblieben, und ihre Produktion hätte auch nicht in absehbarer Zeit in Angriff genommen werden können", sagt Professor Wadim Kotow, stellvertretender Direktor des Rechnerzentrums in Akademgorodok und Leiter von „Start".

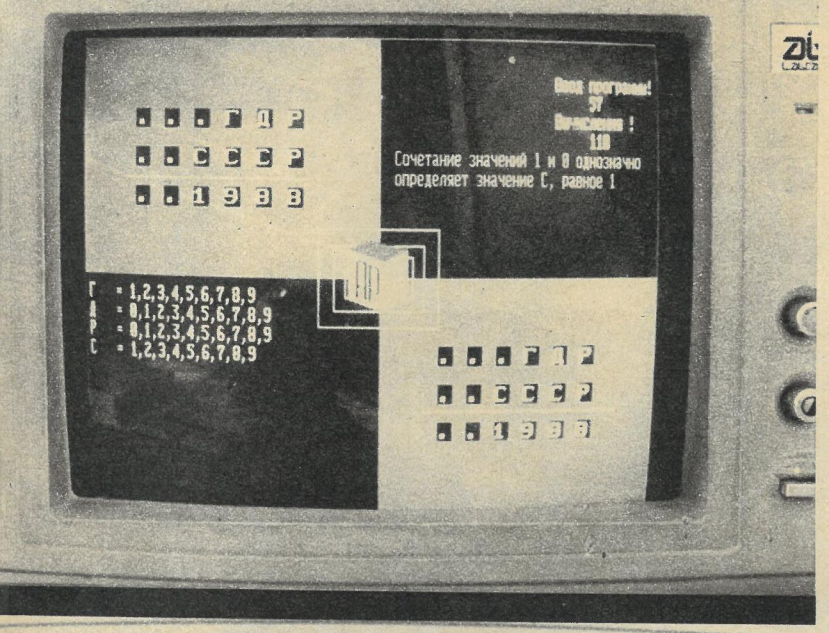
Deshalb griff man hier die Idee auf, ein solches System zu entwickeln, bei dem mehrere kleinere Computer je nach Bedarf „zusammengeschaltet" werden können und durch eine sogenannte parallele Informationsverarbeitung Aufgabenstellungen bewältigen, die bisher den Großrechnern vorbehalten waren. „Das Rechnersystem bekommt also eine Art variable Architektur, verfügt über Bausteine – von uns ‚Module' genannt –, mit denen sich jeder Anwender den ihm genehmen ‚Superrechner' nach seinem Geschmack und seinen Bedürfnissen zusammenstellen kann. Dieses Herangehen ist wohl von der Psyche unserer Umgebung bestimmt worden: In Nowosibirsk arbeiten Physiker, Chemiker, Historiker… Der eine hat viele Logik-Entscheidungen zu treffen, der andere viele statistische Auswertungen vorzunehmen, der dritte muß vergleichende Textanalysen erstellen. Ein einziger ‚intelligenter' Universalrechner, der das alles gleich gut kann, wäre viel zu teuer geworden. Also konzipierten wir eine Maschine, die man mit wenigen Griffen zum Physiker, Biologen usw. ‚auf Zeit' machen kann", erklärt Wadim Kotow.

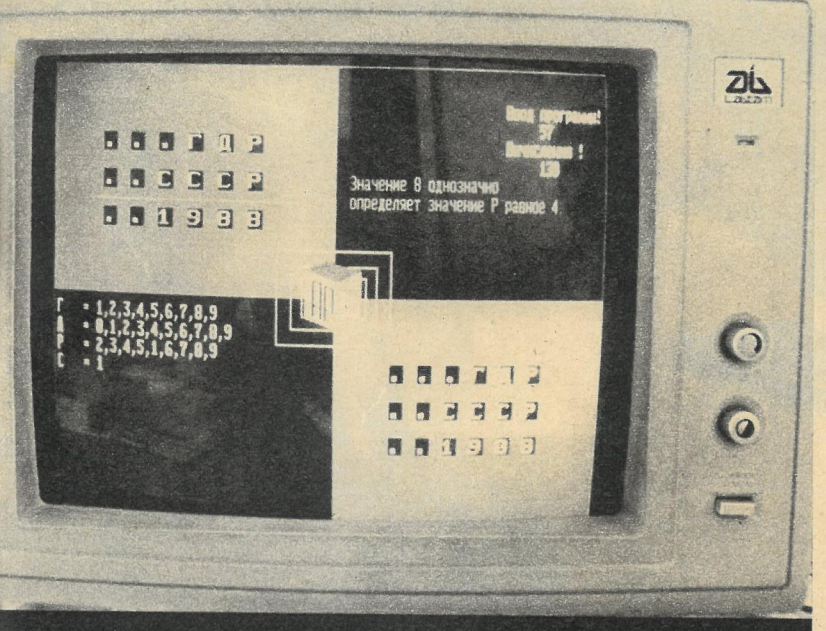
Der Mathematiker kam Anfang der 60er Jahre mit einer Gruppe von Absolventen des Moskauer Ingenieur-physikalischen Instituts an den Ob, als die moderne Wissenschaft in Sibirien gerade erst Fuß faßte. „Man empfing uns im Februar-Schneegestöber am Bahnsteig mit Blumen und gefütterten Filzstiefeln für jeden und brachte uns im SIM von Akademiemitglied Lawrentjew ins Wissenschaftsstädtchen", erinnert er sich. „Dort mußten wir dann wochenlang auf Tischen schlafen, weil woanders einfach kein Platz für uns war. Dafür habe ich fürs ganze Leben den Geschmack richtiger Arbeit mitbekommen…"

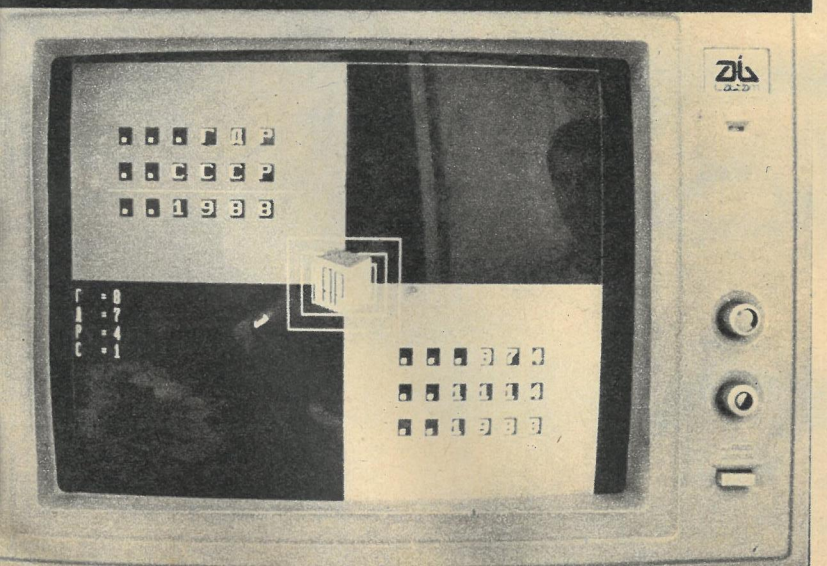
Im Jahre 1983 erhielt Wadim Kotow vom Staatskomitee für Wissenschaft und Technik den Auftrag, das Konzept für die Entwicklung von Computern der 5. Generation in der Sowjetunion auszuarbeiten. „Man gab mir faktisch einen Blankoscheck, die dafür notwendigen Leute zusammenzubringen. Wir haben recht lange an dem Dokument gearbeitet, ein halbes Jahr ungefähr. Und heraus kam ein schmales Bändchen, das auch angenommen wurde. Aber auf der Grundlage dieser Studie faßte man dann den Beschluß, einen Beschluß zu fassen – und ich begriff, daß es schlecht um die Sache stand. Denn ein solcher Beschluß war nun mit allen Ministerien abzustimmen, und das würde Jahre in Anspruch nehmen… Eines Abends saßen wir nach einer solchen fruchtlosen Debatte noch beim Tee zusammen. Es muß auf alle Fälle nach dem 18. August 1983 gewesen sein, denn an diesem Tag wurden die ‚Maßnahmen zur Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts' in unserem Lande veröffentlicht. Darin wurde zu neuen Formen der wissenschaftlichen Arbeitsorganisation angeregt: zweigübergreifende Forschungszentren, zeitweilige Wissenschaftskollektive… ‚Wäre das nicht ein Ausweg aus der Sackgasse?' fragte einer von uns. Schon im November hatten wir dann fünf Organisationen – Institute in Nowosibirsk, Moskau, Tallinn, Kiew und Sewerodonezk – von dem Vorhaben überzeugt. Zunächst wollten wir uns ein Emblem in Form eines fünfzackigen Sterns und den Namen ‚Star' geben – weil es ja um einen Rechner der 5. Ge-

Drei Generationen auf dem Weg zur 5. Computergeneration: Dmitri Fages Vater, Mathematiker, kam nach Nowosibirsk, als hier die ersten Rechner gebaut wurden.









Zwar beginnt mit der 5. Rechnergeneration gerade erst die Nachahmung natürlicher Denkvorgänge durch Maschinen, doch bei kleinen Knobelaufgaben wie der folgenden zeigt sich schon ihre Leistungsfähigkeit: In der Gleichung

ГДР
+ СССР
1988

sind die Buchstaben mathematisch korrekt durch Zahlen zu ersetzen. Weil Г und С die am meisten links stehenden Buchstaben sind – bemerkt die Maschine zunächst (1. Bild) – können sie nicht gleich Null sein. Die Summe von 1 und 0 – stellt sie dann fest (2. Bild von oben) – ergibt für С die eindeutige Zahl 1. Die 8 am Ende der Summe – schlußfolgert sie nunmehr (3. Bild) – führt Р zum eindeutigen Wert 4. Über mehrere weitere Schritte gelangt das Computerhirn dann zu der Endlösung (4. Bild): 874 + 1114 = 1988, d. h. Г = 8, Д = 7, Р = 4 und С = 1.

1000 Tage und Nächte einer fixen Idee:

Die Seele der neuen Maschine

„Fachleute auf dem Gebiet der künstlichen Intelligenz mit dem notwendigen Vorlauf an reiner Grundlagenforschung gab es im Lande eigentlich genug“, erzählt Wadim Kotow weiter. „Doch wir mußten unter einem Hut zusammenkommen. Zunächst hatten wir das ‚zeitweilige Kollektiv‘ so verstanden, für eine gewisse Zeit alle unter einem Dach zu arbeiten. Wir hatten sogar schon ein entsprechendes Gebäude bei Tula aufgetrieben. Doch dann stellte sich heraus, daß der Platz nicht für die Unterbringung der Familien reicht, und wir nahmen von diesem Plan wieder Abstand.“

Vielmehr wurde nun beschlossen, daß die für das Projekt gewonnenen Fachleute in ihren ursprünglichen Basisinstituten weiterarbeiten sollten. Sie wurden von denen für die Arbeit ins neue Kollektiv delegiert, wobei die finanzielle Abgeltung und die Kosten für die Nutzung vorhandener Ausrüstungen vertraglich geregelt waren. „Start“ erhielt eine exakt bemessene Frist von drei Jahren. Die ist von Anfang an Gesetz gewesen und unumstößlich. Warum ein Kollektiv auf Zeit? „Von fünf Computerentwicklern in den führenden westlichen Firmen kommt am Zielstreifen in der Regel nur einer an – das ist dort der Preis für die hohe Qualität des Produkts“, sagt Wadim Kotow. „Wem während des Sprints die Puste ausgeht, darf nie wieder an den Start. Und gerade dies ist doch das Bestreben eines jeden engagierten Computerbauers: Wieder eine Maschine, eine noch bessere, noch vollkommenere bauen zu können… Bei uns scheint ein Wissenschaftler, einmal in einem Institut untergekommen, dieses Recht, in einem Spitzenkollektiv mit Spitzenbedingungen zu arbeiten, auf Lebenszeit gepachtet zu haben. Ob er zu Höchstleistungen wirklich fähig ist oder nicht. Doch im realen Leben kann es nicht nur Gewinner, sondern muß es auch Verlierer geben. Das liegt gerade in der Dialektik der Natur und läßt sich auf die Dauer auch nicht wegreden. So gemahnt die ‚Zeitweiligkeit‘ der zeitweiligen wissenschaftlich-technischen Kollektive jeden Mitarbeiter: Such’ dir keine warme Ofenbank! In spätestens drei Jahren ist der Ofen aus – also mach’ was draus! Tausend Tage sind eine unhaltbar kurze Frist für ein derartiges Vorhaben – wenn man nicht die Nächte hinzu nimmt. Und das kann keiner ein Leben lang! Übrigens: eine 3-Jahre-Frist ist die einzige Chance, auch einen Produzenten für die fertige Maschine zu finden. Denn renommierte Industriebetriebe lassen sich gar nicht erst auf riskante Entwicklungen ein, wenn der Erfolg erst nach einer Zeit winkt, die den 5-Jahr-Plan-Zyklus, in dem sie abrechnen müssen, sprengt…“

Startschuß für „Start“ war am 1. April 1985. „Tage nur vor dem April-Plenum des ZK der KPdSU, das die dann vom XXVII. Parteitag beschlossene Umgestaltung unserer gesamten Gesellschaft einleitete“, sagt Wadim Kotow. „Die vom ganzen Land seither zurückgelegte Entwicklung widerspiegelte sich auch in unseren Problemen, sind wir doch nichts weiter als ein Kind der Intensivierungsprozesse in Wissenschaft und Wirtschaft…“ Wo nämlich – insgesamt gesehen – die Arbeit in den letzten drei Jahren, wie Michail Gorbatschow in seinem Bericht auf der XIX. Unionsparteikonferenz einschätzte, an Breite zugenommen hat, jedoch noch nicht der Größe der gestellten Aufgaben entspricht. „Sie geht zu langsam voran“, sagte er, „vor allem auf so vorrangigen Gebieten wie der Mikroelektronik, der Computertechnik und der Entwicklung moderner Werkstoffe.“

Die Startprobleme für „Start“ ließen sich zunächst mit den gesetzlich zugestandenen Sondervollmachten für das Kollektiv überwinden. Notfalls wurde eben der zuständige Minister eingeschaltet. Doch dann zog die Umgestaltung breitere Kreise, wurden die Betriebe selbständiger. „Was für ein Minister?“ hörten sie mit einemmal. „Wir entscheiden über unsere Produktion und ihre Verteilung selbst!“ Hier stand sich die Umgestaltung gewissermaßen selbst im Weg.

„Ein Kollege hat das mit der hintersinnigen Anekdote verglichen, wo auf einer belebten Chaussee der ursprüngliche Linksverkehr auf Rechtsverkehr umgestellt wurde. Zunächst sollten nur die Lastwagen nach der neuen Regel fahren, dann die Pkw, und schließlich würden auch die Motor- und Fahrräder an die Reihe kommen“, sagt Dmitri Fage. Wir sind bei der Familie des 32jährigen Physikers zum Abendbrot eingeladen. Es beginnt mit Stör aus Kamtschatka, wo der

junge Wissenschaftler jedes Jahr in seinem Urlaub „jobt“, und endet mit einer wunderbaren ukrainischen Torte, die seine Frau, die aus der Ukraine stammt, selbst gebakken hat. Mit ihrem 3jährigen Sohn Sascha bewohnen sie zusammen mit seinen Eltern eine 5-Zimmer-Wohnung und sind damit, wie er sagt, für Nowosibirsker Verhältnisse außergewöhnlich gut versorgt. (Shenja Tarassow beispielsweise übernachtet zwischen seinen Computern so manches mal auch deshalb, damit mehr Platz ist für seine Frau und beider Kind im Zimmer des Wohnheims der Universität, dem sie noch immer nicht – drei Jahre nach dem Studium – entrinnen konnten.) Dmitris Vater war seinerzeit als Mathematiker mit Lawrentjew vom Kurtschatow-Institut aus Moskau hierhergekommen. Seine Frau ist im Institut für Kybernetik angestellt und arbeitet nun, Zufall oder nicht, bei „Start“. Er selbst ist jetzt hauptberuflich Wissenschaftsmanager – stellvertretender Direktor der Firma „Ritm“. Was den Anfangsbuchstaben nach im Russischen als „Neuerisches und erfinderisches Schöpfertum der Jugend“ entschlüsselt werden kann oder aber auch einfach nur „Rhythmus“ heißt. Das ist eine staatliche Organisation, die das Recht hat, zeitweilige Kollektive zu schaffen, ihrer Arbeit eine juristische Form zu geben und ihre Finanzgeschäfte abzuwickeln. 60 Verträge über 1,5 Millionen Rubel stehen bei ihnen schon zu Buche, obwohl die Firma erst im Herbst vergangenen Jahres gegründet wurde. „ ‚Start‘ hat seinerzeit sehr lange nach einem Mechanismus der Finanzierung usw. gesucht – unsere Organisation räumt solche Hürden für alle Interessenten in kürzester Zeit beiseite. Die Bildung eines zeitweiligen Kollektivs schaffen wir im Notfall in nur zwei Tagen. Dafür sind wir mit allen Rechten ausgestattet.“

Der Zeus-Vater frißt seine Kinder:

Finish bei „Start“?

Die Arbeit möglichst effektiv zu organisieren, wurden in Nowosibirsk 13 gemischte Brigaden geschaffen, zu denen Mitarbeiter des Rechenzentrums, Ingenieure, Aspiranten und Studenten gehörten. „Sicherlich der erste Versuch, in der akademischen Forschung die ‚Brigademethode‘ einzuführen, welche sich derart gut in der Industrie bewährt hat“, sagt Wadim Kotow. Die komplizierte Hierarchie, bei der mitunter Abteilungsleiter und Hauptabteilungsleiter und sonst wer noch nur auf Grund ihrer Dienststellung zu Mitautoren von wissenschaftlichen Arbeiten gemacht werden, verschwand. Alle Macht bei „Start“ befand sich in den Händen der Brigadiere – renommierte und auch international hoch angesehene Wissenschaftler –, die wöchentlich die Probleme entschieden, Ressourcen verteilten und die Erfüllung der Arbeiten entsprechend des Terminplanes kontrollierten.

Übrigens war von Anfang an vom Gesetzgeber entschieden worden, daß zeitweilige wissenschaftlich-technische Kollektive kein eigenes Verwaltungspersonal einstellen dürfen. Sie werden von den dafür zuständigen Abteilungen der Institute betreut, auf deren Basis sie gebildet wurden.

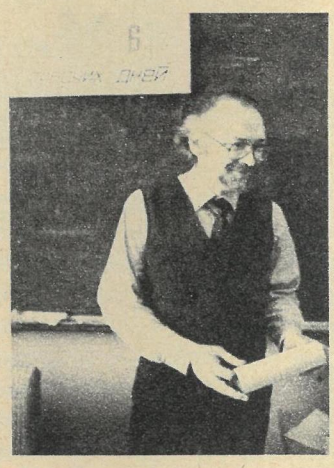
Gearbeitet wurde oft über anderthalb, zwei Schichten hinweg. Jewgeni Kusnezow mußte so manches Mal die Jungs nach Hause jagen. Als er davon die Nase voll hatte, lud er die Ehefrauen in den Rat des Kollektivs ein, um mit ihrer Unterstützung einen gesünderen Lebensstil durchzusetzen. Er erwartete auf der Versammlung alles Mögliche: Tränenausbrüche, Schreie, Scheidungsdrohungen. Doch alles lief absolut ruhig ab. Danach konnte Jewgeni Kusnezow nur noch die Hände heben: „Wenn selbst die Frauen…“ Ein anderes Mal kam er in ein Zimmer, wo vier der besten Programmierer am Terminal hingen. Der Computer hatte gerade ein schwieriges Teilprogramm akzeptiert und druckte das Ergebnis aus. Auf den Gesichtern unbeschreibliche Freude. Jewgeni Kusnezow aber, anstatt mit Lob um sich zu werfen, schrie los: „Das also ist die Intensivierung auf unsere Art! Früher machte einer die Arbeit und zwei schauten zu, jetzt arbeitet eine Maschine und vier starren sie an…“

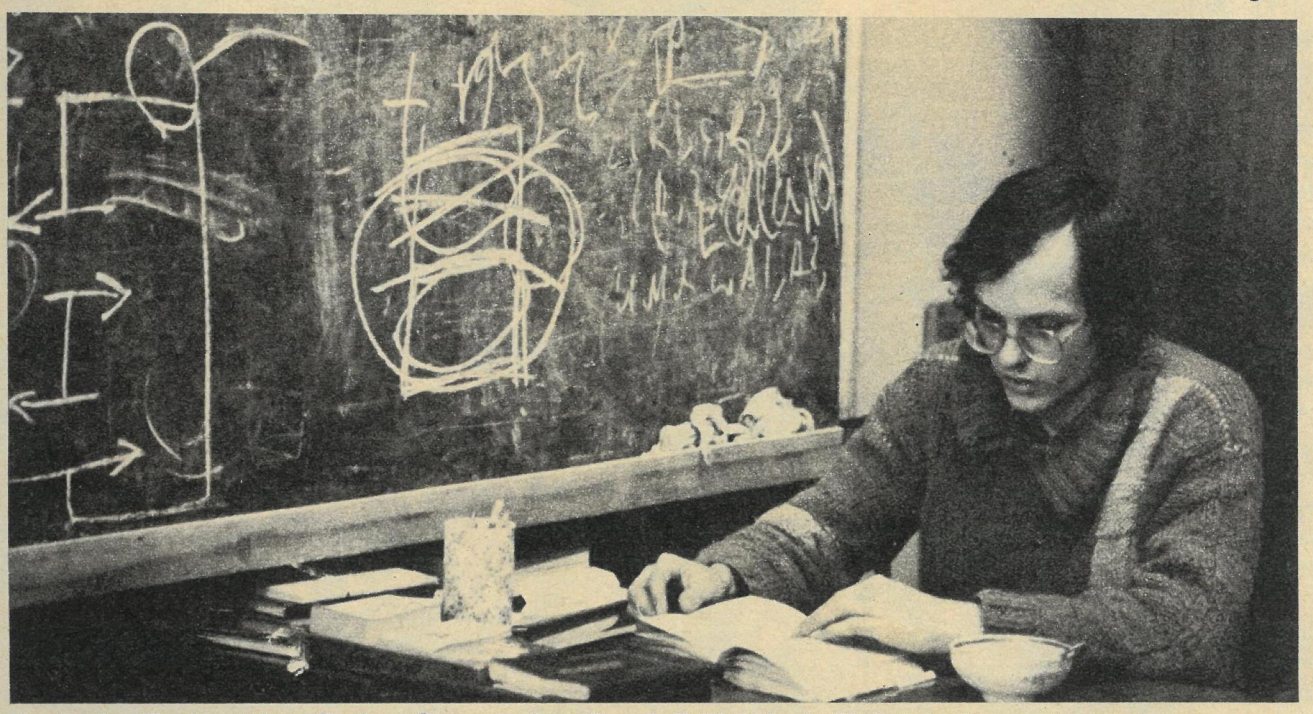
Am 31. März war Schluß bei den „Startlern“. Eine TASS-Meldung auf der 1. Seite der „Prawda“ vom 15. Mai belegt, daß die staatliche Abnahme erfolgreich verlaufen ist. Kunden aus den verschiedenen RGW-Ländern, Italien, Österreich, England und Finnland hätten schon ihr Interesse an dem Super-Minirechner bekundet, hieß es dort. Beleg dafür, daß mit dem Computersystem in seiner Klasse internationale Spitzenwerte erreicht wurden. „Zumindest ein Kopf-an-Kopf-Einlauf mit anderen erfolgreichen Herstellern“, sagt Wadim Kotow. Und das in ganzen drei Jahren, bei ungeheurem Rückstand in der Startposition.

Das Herzstück des Systems ist ein Mikroprozessor, den seine Schöpfer „Kronos“ genannt haben. Wie den Zeus-Vater in der griechischen Mythologie, der bekanntlich seine Kinder fraß. Ist auch „Start“ mit der erfolgreichen Übergabe des Projekts zum Untergang verurteilt? Der Vorhang geht runter, Schluß der Vorstellung nun? Nein, Professor Kotow möchte ein neues zeitweiliges Kollektiv ins Leben rufen – mit der Aufgabenstellung, in der nunmehr etwas vernachlässigten Grundlagenforschung wieder aufzuholen und andererseits die ersten hundert Industrieprototypen des Rechnersystems verkaufsfertig auf den Markt zu bringen. „Und das in möglichst weniger als den nächsten drei Jahren“, sagt er. Wobei es um die industrielle Anwendung der Ergebnisse jener vergangenen tausend Tage und Nächte gar nicht so schlecht bestellt sei. „Wir haben nämlich“, verrät er uns, „zu einem Trick gegriffen und in den letzten Monaten jede sich nur bietende Gelegenheit genutzt, unsere Abschied nehmenden Leute bei allen nur in Frage kommenden Anwendern unterzubringen. ‚Kronos‘ arbeitet schon in der Lkw- und Flugzeugproduktion unseres Landes. Die Entwicklungsidee von ‚Start‘, hoffen wir, breitet sich solcherweise wie ein Virus aus. Und wird dabei, auch darin sind wir uns sicher, noch manchen Widerstand übereifriger ‚Epidemiologen‘ zu überwinden haben.“ Übrigens: „Debugging“, die Bezeichnung für die letzte Arbeitsphase an einem neuen Computer, da in mühseliger Handarbeit Hard- und Softwarefehler entdeckt und beseitigt werden müssen, kommt von dem englischen Wort „bug“. Was nicht nur „technische Störung“ oder „Panne“ heißt, sondern auch „Bazillus“…

Zangengeburt eines Superhirns

Wissenschaftsmanager Jewgeni Kusnezow





Vor-Denker fürs Maschinen-Denken: Programmierzeiten ein Drittel bis ein Fünftel der Durchschnittsnormen

Eins, zwei, drei ... Wie viele Schafe werden es sein, die uns da ins Bild laufen? Ihre genaue Anzahl kennt nur der Schäfer. In unserer Republik sind es mittlerweile 2 656 000 Tiere. Fast jedes zweite ist ein Merinolangwollschaf. Solche, die wie hier auf den Weidegründen am Fichtelberg grasen. Sie sind robust, marschfreudig und liefern gute Wolle. Auf letzteres kommt es uns besonders an. Diese Schafe wurden bei uns als neue Rasse unter Verwendung sowjetischer Spitzenrassen aus dem Marinolangschaf gezüchtet.
Über drei Kilogramm Wolle pro Tier scheren wir durchschnittlich im Jahr. Das ist das Spitzenergebnis in Europa, nach Neuseeland und Australien sogar die dritthöchste Wolleistung pro Tier in der Welt.

Schafwolle ist uns deshalb so wertvoll, weil sie ein reproduzierbarer Rohstoff ist. Kombiniert mit Chemiefasern erreicht sie günstige textile Eigenschaften, ist gut tragbar, pflegeleicht. Über 8159 Tonnen Wolle lieferten uns die Schafe im Vorjahr. Damit decken wir die Hälfte unseres Bedarfs. Jede zusätzliche Tonne durch die Erweiterung der Bestände und die Leistungssteigerung je Tier helfen uns, Importe einzusparen.
Wer die Wolle will, muß auch das Fleisch mögen. Zirka 35 000 Tonnen Schlachtschaf fallen jährlich an. Man kann mehr daraus machen als nur die traditionelle Bohnensuppe mit Hammelfleisch. Hier müssen wir uns gemeinsam mit Handel und Gastronomie noch mehr einfallen lassen. Das Schaf, eines unserer ältesten Haustiere, hätte es verdient. Zudem schätzen wir es landläufig als Pfennigsucher, bedeutsam für die Erschließung von Futterreserven. An 270 bis 300 Tagen im Jahr sind die Wolligen unter der sachkundigen Führung des Schäfers unterwegs und decken dabei 30 bis 40 Prozent ihrer Ration mit absolutem Schaffutter, also Futtermittel, die auf keine andere Art und Weise effektiv zu verwerten wären.
Rund 250 Tiere betreut ein Schäfer in der sozialistischen Landwirtschaft und entscheidet mit seiner schönen aber keineswegs leichten Arbeit maßgeblich über Menge und Qualität der Wolle. Einmal im Jahr treffen sich die besten, tauschen beim Leistungshüten ihre Erfahrungen aus und küren ihre Meister. Im September ist es im Bezirk Leipzig wieder soweit.

Lothar Nissecke
Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Hauptabteilung Tierproduktion im Ministerium für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft

Bilder und Standpunkte

Wolliges

Foto: Detlef Christel

● Wörtlich

Was hier passiert, ist einmalig: Obwohl das Gericht herausfindet, daß keine der sechs Personen den Politiker tötete, sind sie zum Tode verurteilt.

P. Diar, Anwalt der „Sharpeville-Sechs"

● Kurz berichtet

Beim Erdölfeld Shengli nahe der Mündung des Huanghe (Gelber Fluß) in China wurde eine neue Straßenbrücke für den Verkehr freigegeben. Die Fertigstellung dieser 2817 Meter langen und 19,5 Meter breiten Schrägseilbrücke über den Fluß ist für die Erschließung des Ölfeldes und des Huanghe-Deltas von großer Bedeutung.

Die Briefmarken mit den fünf olympischen Ringen gehören zur jüngsten Emission, die die tschechoslowakische Post dem olympischen Jahr widmete. Thematisch erfassen sie die Winterspiele in Calgary ebenso wie die noch bevorstehenden Olympischen Sommerspiele in Soul.

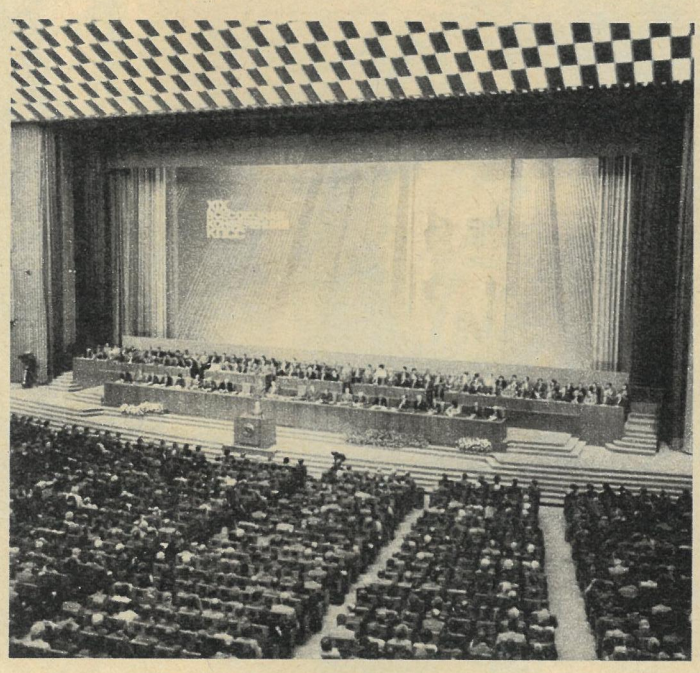
Der seit 1978 aktive Vulkan Kljutschewskaja Sopka auf der sowjetischen Halbinsel Kamtschatka wird ständig höher. Nach Angaben von Wissenschaftlern wuchs er in den letzten sechs Monaten um etliche Meter und liegt jetzt nur noch 132 unter der 5000-Meter-Marke.

Mindestens 25 000 Hektar Neuland sollen in diesem Jahr in der Mongolei erschlossen werden. Die Fläche des in den letzten drei Jahrzehnten frisch unter den Pflug genommenen Bodens wächst damit auf 1,4 Millionen Hektar Anbaufläche, die von über 50 Staatsgütern und rund 250 landwirtschaftlichen Vereinigungen bearbeitet wird.

Nach einer Pause von 1500 Jahren spendet ein antiker Springbrunnen im Zentrum Budapests wieder Wasser. Er wurde von Restauratoren sowie Fachleuten der Universität für Gartenbau instand gesetzt.

Anfangen bei sich selbst!

Als vom 28. Juni bis 1. Juli in Moskau die XIX. Unionsparteikonferenz der KPdSU über den künftigen Weg des Landes beriet, saß unter den rund 5000 Delegierten auch einer, den ich kurz vorher in Tula kennengelernt hatte: Sergej Semez, Lokführer, 33 Jahre alt, in der Partei Lenins seit 1979, verheiratet, Vater einer achtjährigen Tochter. Zum Delegierten war er auf einer öffentlichen Parteiversammlung im Depot vorgeschlagen worden, an der etwa 300 Eisenbahner teilnahmen: Sergej soll's machen, der versteht seine Arbeit, ist ein guter Kollege; einer der weiß, wie wir denken und was wir wollen. Da wäre – hatte mir Sergej gesagt – Punkt eins: der Wohnungsbau. Wir wüßten sicher, daß seine Partei dafür eintrete, daß die Wohnungsfrage bis zum Jahre 2000 gelöst werde. Noch sähe es aber so aus, daß Verheiratete zehn bis fünfzehn Jahre warten müßten, bis sie was Eigenes bekämen, nicht gerade dienlich für den Bestand der jungen Ehen, wie wir uns denken könnten. Sein Betrieb habe deshalb beschlossen, mit eigenen Arbeitskräften ein Haus mit zirka neunzig Wohnungen zu bauen. Da wäre Punkt zwei: die Elektroloks. Was nützt es, wenn wir zahlenmäßig ganz gut damit besattelt sind, jedoch die Hälfte steht, weil immer repariert werden muß. Mehr Qualität muß her! Wir müssen gegen die Gleichgültigkeit ankämpfen, und jeder muß bei sich selbst anfangen. Überhaupt, wir sollten viel weniger über Arbeit reden, sondern arbeiten, arbeiten, arbeiten. Punkt drei: zur Parteiaufnahme. Es müssen strengere Anforderungen an die jungen Leute gestellt werden, wenn sie aufgenommen werden. Früher hat sich mancher in die Partei eingeschlichen, der von seinem Charakter her nicht dafür taugte. Jetzt prüfen wir viel genauer in den Kollektiven, wie einer arbeitet. Wie gesagt, über diese und andere Probleme wollte der Lokführer Sergej auf der Parteikonferenz sprechen. Er hat es nicht geschafft. An die 5000 Delegierte und Wortmeldungen en masse! Seine Gedanken sind dennoch nicht untergegangen. Bei einem Treffen der Eisenbahnerdelegierten mit dem zuständigen Minister zum Beispiel, in den Konferenzpausen und bei mancherlei anderen Begegnungen. Jetzt ist er also wieder daheim in Tula, voller Anregungen und mit dem starken Wunsch, die Beschlüsse und Hinweise der Parteikonferenz in seinem Umfeld zu verwirklichen. Ich überlege, was mich am meisten beeindruckt hat an diesem Arbeiter und Kommunisten.



Sein Optimismus. Keine Spur von Gejammer oder Abschieben der Verantwortung auf andere. Wie hatte er doch geantwortet, als ich ihn nach seiner ganz persönlichen Meinung über die Erfolgsaussichten der Umgestaltung in seinem Lande fragte: Wenn wir nicht daran glauben würden, lohnte es sich nicht zu leben. Und denken Sie auch daran, was für Schwierigkeiten wir in der Geschichte unseres Landes schon bewältigt haben, Revolution und Bürgerkrieg, den Aufbau einer starken Industrie, den Krieg, den Wiederaufbau danach... Ich könnte mir vorstellen, daß sich Sergej in der nächsten Zeit tüchtig auf den Hosenboden setzt, um ein Abendstudium anzufangen. Lieber Sergej Dmitriwitsch, hatten ihm die Kollegen und Genossen nämlich bei der Delegierung gesagt, du bist ein prima Lokführer, aber du hast immer noch das Patent der dritten Klasse, doch die Zeit geht weiter, und das Wissen, das man braucht, wird größer! Einverstanden, hatte er geantwortet, ich mach' den Lokführer der zweiten Klasse. Die Wahrheit ist für diesen jungen Kommunisten immer konkret, und wenn er etwas verändert, dann fängt er zuallererst bei sich selbst an.

Fritz Jahn (Text)
Lothar Willmann, TASS (Fotos)

Spaß an der Freud': Fußball

Auskünfte für FREIE WELT gab Valeri Lobanowski (49), Cheftrainer des Fußball-Vizeeuropameisters UdSSR und gleichzeitig des zweimaligen Europacupsiegers Dynamo Kiew.

Was geht in einem Trainer vor, dessen Mannschaft ein EM-Finale verliert?

Er ist ein bißchen traurig, weil er fest an die Möglichkeit eines Sieges glaubte. Das ist nicht gelungen, weil uns eine an diesem Tag, zu dieser Stunde und in entscheidenden Minuten bessere Elf gegenüberstand. Die Holländer besitzen eine wundervolle Mannschaft. Nach dem vielgepriesenen 2:0-Halbfinalsieg über Italien habe ich gesagt, daß ich stolz auf meine Männer bin. Das gilt auch jetzt noch. Gleichwohl muß ich ehrlich gestehen, daß uns der Finalgegner im Rahmen der 90 Minuten überlegen war.

Rührte der Optimismus aus dem mit 1:0 gegen die Holländer gewonnenen Vorrundenspiel in Köln?

Dieser gelungene Auftakt war psychologisch wichtig und gab meinen Spielern Selbstbewußtsein, obwohl sie dort nur etwa 60 Prozent ihres wirklichen Leistungsstandards boten. Wir nutzten den Offensivstil der Holländer und konterten sie aus. Aber den Mut zum ganz großen Erfolg schöpfte ich aus dem Können meiner Mannschaft im Italien-Spiel. Dort boten wir in puncto Taktik, Technik, Tempo, Teamwork, Harmonie und aggressivem Forechecking nahezu das Maximum. So wollten wir auch den Holländern begegnen, aber deren Strategie war besser. Und sie schossen Tore, die wir verpaßten. Nur eine hundertprozentige Leistung hätte uns den Sieg gebracht, doch wir haben diese nicht ganz erreicht.

Worin lagen die Ursachen?

Dafür gibt es mehrere Gründe. Erstens war der Gegner von hoher Klasse und machte weniger Fehler in Abwehr und Angriff als wir. Zweitens hatte er vor dem Endspiel 24 Stunden mehr. Zeit zur Regenerierung als wir nach dem Italien-Spiel. Drittens konnte Wladimir Bessonow nicht spielen, weil seine Verletzung zu schwerwiegend war. Viertens: Oleg Protassow war nicht hundertprozentig fit, man sah es an seinem verbundenen Oberschenkel. Fünftens: Am schlimmsten war, daß uns Oleg Kusnezow auf Grund der zweiten Gelben Karte fehlte, von denen er die eine seit den längst hinter uns liegenden Qualifikationsspielen mit sich herumgeschleppt hatte. Und vorn konnte auch Belanow seine gefürchtete Angriffsfähigkeit nicht voll entfalten. So kam eins zum anderen.

Warum schoß – oder verschoß – ausgerechnet Belanow jenen Elfmeter, der möglicherweise dem Spiel noch eine neue Konstellation gegeben hätte?

Mit Belanow, Protassow und Michailitschenko gibt es bei uns drei Spieler, die zum Strafstoßpunkt gehen, und es schießt der, der sich am wohlsten fühlt. In diesem Falle war's nun mal Belanow. Als er, vorher schon einmal nur den Pfosten treffend, das 2:1 nicht schaffte, konnte sich die Mannschaft nicht mehr motivieren.

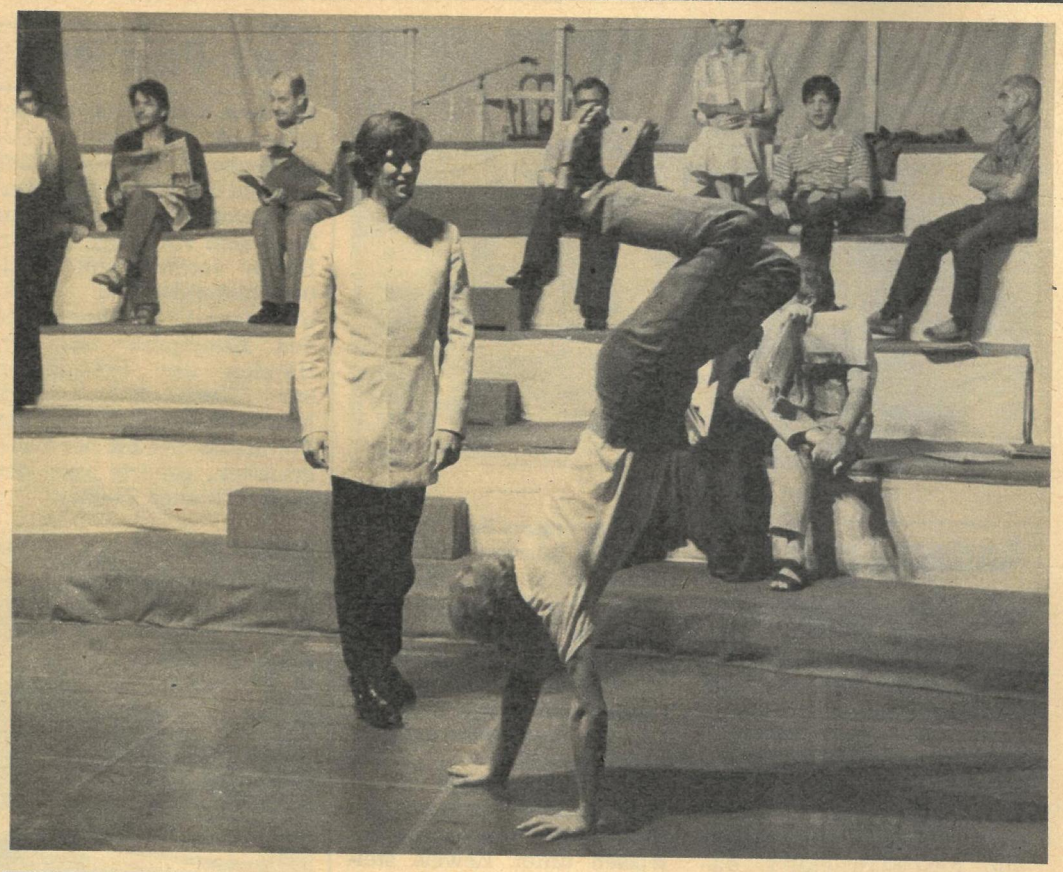
War das UdSSR-Team nicht dennoch viel besser als bei der WM 1986 in Mexiko?

Unbestritten. Die Spielqualität ist höher, unsere Kollektivarbeit ist jetzt besser, und wir spielen taktisch klüger. Die nach Mexiko oft geäußerte Meinung, wir seien keine Turniermannschaft, stimmt nicht mehr. Bei dieser EM wollten und haben wir gezeigt, daß unsere Art Fußball Spaß macht, Freude verbreitet. So soll es auch bleiben.

War diese EM, wie gesagt wurde, tatsächlich ein Turnier der Superlative?

Jede der acht Mannschaften konnte Europameister werden. Wir sahen gleichwertige Teams und große Spiele. Das Turnier war unzweifelhaft besser als die WM in Mexiko, man spielte intensiver, schneller, flexibler, summa summarum mit höherem Grundniveau. Und noch dies: Vor zwei Jahren strahlte nur ein Stern in ganz hellem Licht – Maradona. Die EM-Endrunde gebar mehrere Spieler solchen Kalibers.

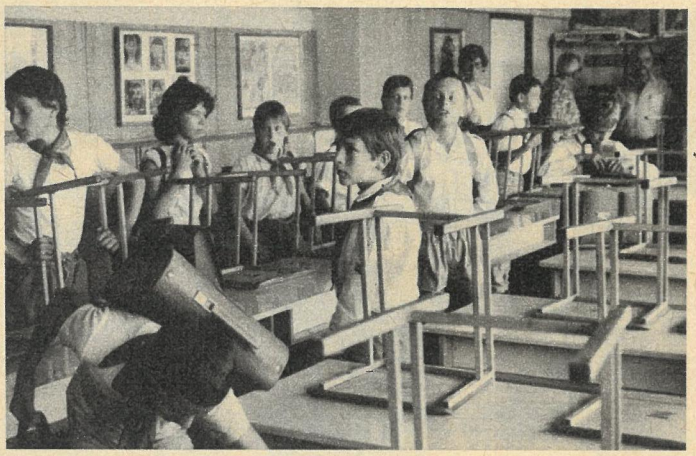
Das Gespräch führte Klaus Feuerherm



Duell auf der Probebühne

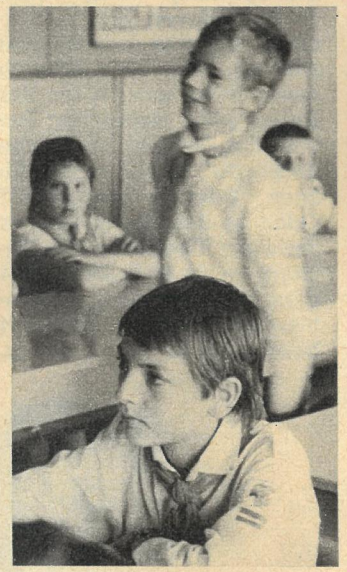
„Ich bin ein alter russischer Schriftsteller, mein Name ist Maxim Gorki" – „Mein Name ist Alexander Block, auch ich bin Schriftsteller." Zwei Schauspieler, Hilmar Baumann und Thomas Rühmann, auf der Probebühne. Sie führen im Verlauf ihres folgenden spannenden Rededuells unterschiedliche Positionen zweier Intellektueller zur Revolution vor. Unter der Regie von Albert Hetterle finden am Berliner Maxim Gorki Theater die ersten Proben zu Michail Schatrows „Der Brester Frieden" statt. Autor und Inszenierung bringen ein dramatisches Stück sowjetischer Geschichte auf die Bühne. Die Vorgänge spielen in einer Zeit härtester politischer Auseinandersetzungen. Die Sowjetmacht, zu Beginn des Jahres 1918 erst wenige Wochen alt, kämpft gegen starke innere wie äußere Feinde ums Überleben. Seit über drei Jahren währt der erste Weltkrieg. Die russische Armee bricht erschöpft auseinander. Als Antwort auf das berühmte „Dekret über den Frieden" der Arbeiter-und-Bauern-Regierung Rußlands will das imperialistische Deutschland bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk der Sowjetrepublik „die Daumenschrauben ansetzen", Rußland soll sich einem annexionistischen Separatfriedensdiktat beugen. Die Mitglieder des ZK der Bolschewiki, erfahrene Revolutionäre, wissen, daß der Frieden entscheidend ist. Die russische Revolution braucht den Frieden, braucht auch fürs eigene Überleben dringend eine Atempause. Aber um welchen Preis? In der Debatte um Brest prallen die kontroversen Standpunkte der Genossen hart aufeinander. Das ZK gerät in eine politische Krise, in die Gefahr der Spaltung. Lenin – hier dargestellt von Klaus Manchen – droht mit seinem Austritt. Hat er wirklich recht, wenn er sich um der Rettung der russischen Revolution willen so unbedingt für diesen schändlichen Frieden ausspricht? Oder ist das Recht auf der Seite der Genossen um Bucharin – diese Rolle ist mit dem jungen, neuen Ensemblemitglied Götz Schubert besetzt (Foto oben, rechts, mit Daniel Minetti) –, die, auf die Kampfbereitschaft des internationalen Proletariats vertrauend, dem Weltimperialismus den sofortigen revolutionären Krieg erklären wollen? Oder liegt die Lösung in der Formel „Weder Krieg noch Frieden", die Trotzki – gezeigt von Uwe Kockisch – in dieser Situation vertritt? In der Probenpause dann Diskussionen zwischen den Darstellern (Foto unten: auch Andrea Lüdke als Ines Armand) über Stück und Autor – ein politisches, engagiertes, wissendes Ensemble ist bei der Arbeit... Die Premiere erlebt „Der Brester Frieden" als DDR-Erstaufführung zu den Berliner Festtagen 1988 im Oktober.

Ursula Weil



Andreas und die Kosmosfrau

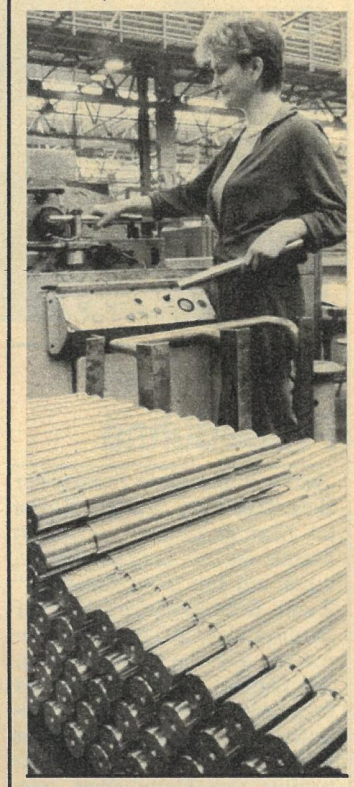
Das 5. Schuljahr liegt endgültig hinter ihnen. „Stellt die Stühle hoch, und dann ab in die Ferien!“ So hatte Herr Friedländer, ihr Klassenlehrer, gesagt. Dann waren sie, vorbei an den Vertretern der Patenbrigade und des Elternaktivs, davongestürmt. Auch Andreas Pradel (rechts, sitzend, und oben, Mitte), der als erster sein Zeugnis erhalten hatte und dazu viele lobende Worte über seine schulischen und gesellschaftlichen Leistungen. Die Eltern – beide Gärtner – und Eva, die ältere Schwester, die in die gleiche Schule geht wie er, werden sich freuen über seine Zensuren. Und über ein Mandat, das er kurz vorher beim Abschlußappell auf dem Schulhof in feierlicher Form erhielt: für das 8. Pioniertreffen in Karl-Marx-Stadt. Andreas war Gruppenratsvorsitzender in der 5 a. Seine Klasse hatte im zu Ende gegangenen Schuljahr das beste Soli-Ergebnis gebracht: 167,80 Mark. Auch bei der Sammlung von Sekundärrohstoffen gehörte sie zur Spitze, und ihre Pioniernachmittage waren – davon ist ihre Pionierleiterin überzeugt – immer interessant und nie langweilig. Andreas Pradel, der Blondschopf, fährt übrigens mit mehr als 2000 Berliner Pionieren zum großen Treffen. Mit ihm aus seiner Schule: Ira Neubert, die Freundschaftsratsvorsitzende, Marion Pohl, seine Pionierleiterin – und ein Bild, das Thomas Zimmermann aus der 4. Klasse gemalt hat: Friedliche Welt. Es wurde für die Zentrale Galerie der Freundschaft ausgewählt. Drei und ein Bild also werden seine Schule aus Berlin-Lichtenberg vertreten. Seit 21 Jahren gibt es sie: einen zweckdienlichen nüchternen Bau. Seit 16 Jahren trägt er den Namen der ersten Kosmonautin der Welt: Valentina Tereschkowa. Schon die Abc-Schützen bekommen hier am ersten Schultag ihr Bild und Wissenswertes aus ihrem Leben mit. Beispielsweise, daß ihr historischer Flug ins All am 16. Juni 1963 begann. Und schon ab der 2. Klasse erhalten die Jungpioniere den Auftrag, sich etwas genauer mit der Namensgeberin ihrer Schule zu befassen. Beim alljährlichen Kosmonautenfest können sie dann ihr Wissen unter Beweis stellen. Jeweils an Valentinas Geburtstag, am 6. März, werden auf einem Festappell die besten Schüler mit einer Ehrenurkunde ausgezeichnet. In diesem Jahr waren es fünf. Einer davon: Andreas Pradel. In ein paar Jahren, wenn er dem Pionieralter entwachsen ist,



wird er nicht nur Mitglied im sozialistischen Jugendverband, sondern auch DSF-Mitglied werden können. Und zu den guten Traditionen seiner Schule gehört, daß die Aufnahme in die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft an einem Ort erfolgt, wo Geschichte geschrieben wurde: In jenem Haus nämlich, in dem die bedingungslose Kapitulation des deutschen Faschismus unterzeichnet wurde. Heute vielbesuchtes Museum des Sieges in Karlshorst. Von der Tereschkowa-Oberschule ist es nur einen Katzensprung entfernt. *Horst Goldschmidt*

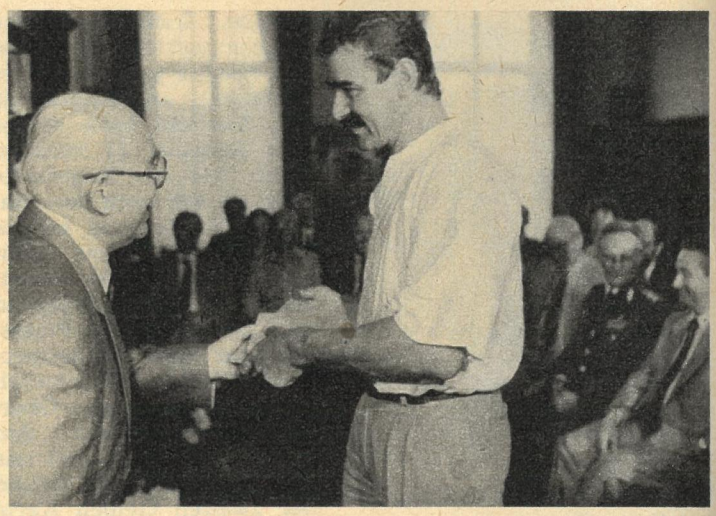
Preis-Prämierte

Mit dem Kunstpreis der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft wurden auf einer Auszeichnungsveranstaltung im Zentralen Haus der DSF in Berlin verdienstvolle Kulturschaffende und Kollektive geehrt. Zu jenen, die den Kunstpreis aus den Händen des Präsidenten der Gesellschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, erhielten, gehörte auch der Maler Thomas Ziegler.



Delphin-Dame

Christina heißt dies schlanke Fräulein, das sich von seinem Pfleger regelmäßig und gern die Zähne putzen läßt. Ansonsten gehört das Delphin-Weibchen zu jenen munteren Meeressäugern, die im 130 Kilometer von der kubanischen Hauptstadt Havanna entfernten Touristenzentrum Varadero mit Temperament und Spielfreude das Publikum begeistern.

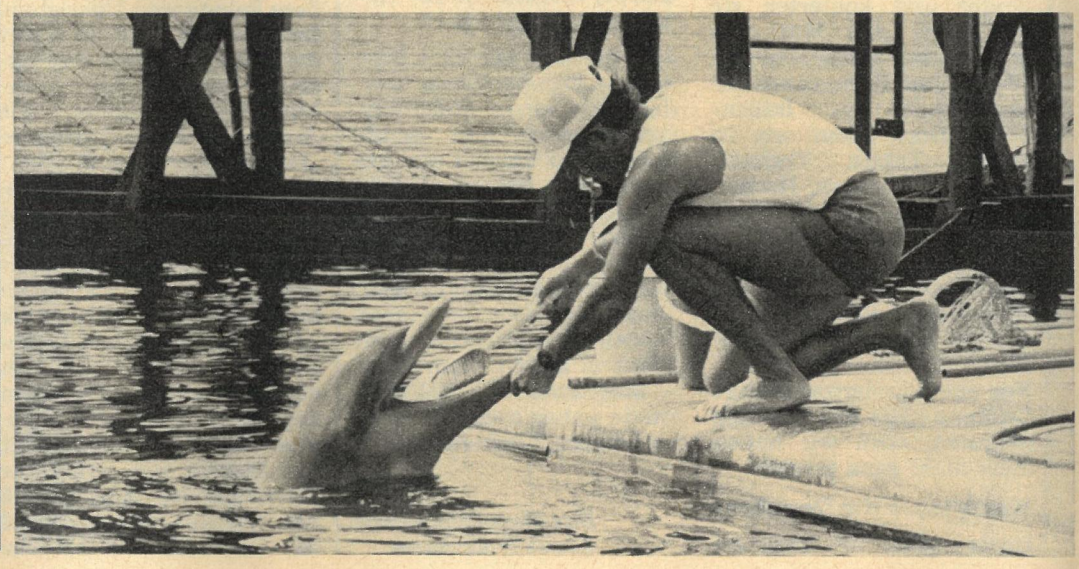


Motoren-Macher

Eine neue Werkhalle zur Herstellung von Elektromotoren wurde im Elektrotechnischen Betrieb Mohelnice (ČSSR) ihrer Bestimmung übergeben (Foto: Helena Navratilova bearbeitet die Oberfläche von Spindeln). An der neuen Linie soll demnächst auch die Produktion einer vereinheitlichten Reihe asynchroner Motoren „M 4 A“ aufgenommen werden, die in enger Zusammenarbeit mit sowjetischen Partnern entwickelt worden ist.

Küchen-Kräuter

Dong Xuan – „Frühlingsfeld“ – heißt der größte Markt Hanois, der ganz in der Nähe des Stadtzentrums liegt. Kaum überschaubar sind hier die zahlreichen Gewürze und Kräuter, die für die asiatische Küche als unentbehrlich gelten. Außer dem Dong Xuan gibt es rund 20 Märkte in der vietnamesischen Metropole. Täglich bieten hier Händler und Bauern sowohl Haushaltswaren als auch landwirtschaftliche Produkte an.



Fundbüro im Kosmos

Frankreichs erster Schwerelosigkeits-Pilot machte am Morgen seines fünften All-Tages, am 30. Juni 1982, eine erstaunliche Entdekkung. Als er sich den Schlaf aus den Augen rieb, war sein Ehering weg. Der tänzelte unbemerkt durch die sowjetische Orbitalstation und wurde erst kurz vor der Rückreise wiedergefunden.

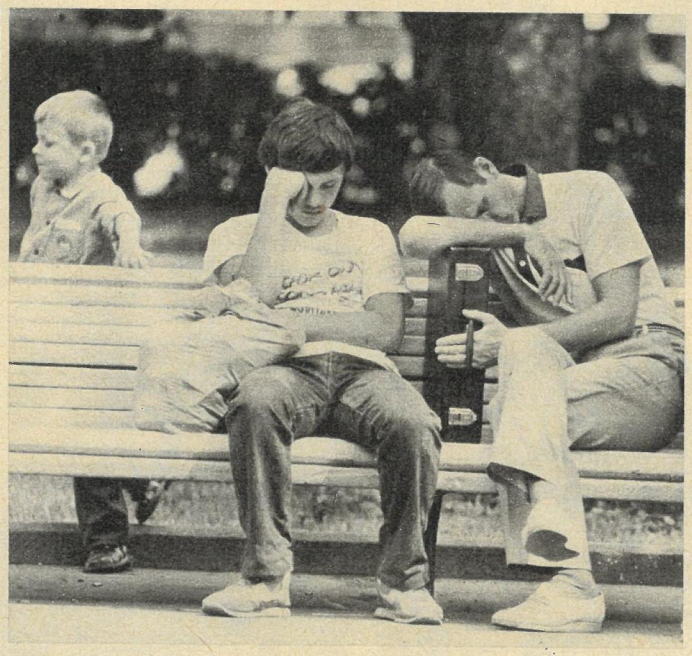
Ähnlich erging es Jean-Loup Chretiens Kommandanten Wladimir Dshanibekow, der plötzlich zeitlos ohne Armbanduhr herumschwebte. Unser Foto entstand am Morgen, an dem Chretien (rechts unten) ringlos wurde und Dshanibekow (oben) das letzte Mal vor dem Verlust auf sein Chronometer schaute. Es gibt kaum einen Raumfahrer, der nicht Sachen im Orbit zurückließ oder verlor. Beim ersten Aufenthalt eines Menschen im freien Kosmos kam Alexej Leonow der Objektiv-Deckel seiner Kamera abhanden, ein amerikanischer Aussteiger-Astronaut verlor gar seinen Fotoapparat, der zu einem Sputnik mutierte. Sigmund Jähn vergaß in der abtrennbaren Orbitalsektion von Sojus-29 seine Bordschuhe, die dann beim Eintauchen in die dichten Atmosphärenschichten verbrannten. Auch die Langzeit-Besatzungen in den Orbitalstationen Salut und Mir stellen oft nach der Landung fest, daß einige persönliche Dinge im Orbit zurückgeblieben sind. Und sie bitten dann die Ablöse-Crew um Such-Hilfe. Die Stationen als Fundbüro – nur selten verschwindet etwas aus Salut und Mir. Lediglich beim Schleusen, beim Öffnen von Luken, kann Verstecktes verlorengehen. Jean-Loup Chretien muß in diesem November auf seinen Ehering achtgeben, denn er wird zusammen mit einem sowjetischen Kosmonauten im freien Raum arbeiten.

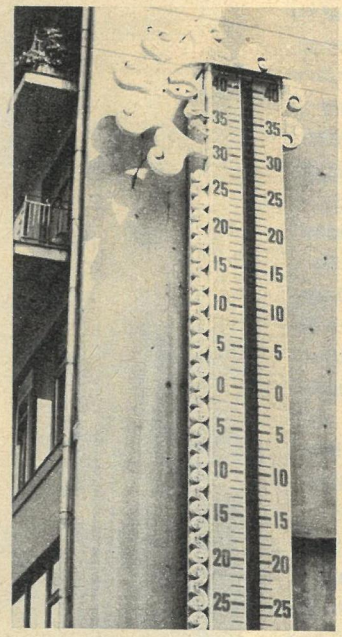
Karl-Heinz Eyermann

Hitzeleiden – Badefreuden

Die Eisverkäufer schwitzten, die Getränkeautomaten waren rund um die Uhr umlagert, und in den Planschbecken, Bassins und Brunnen konnte die sprichwörtliche Stecknadel nun wirklich nicht mehr zu Boden fallen: Moskau erlebte einen Hitzerekord. Auf 31 bis 33 Grad Celsius – am 6. Juni gar auf 35 Grad – kletterte die Quecksilbersäule. In der Moskwa erwärmte sich das Wasser bis auf 22 Grad – fast wie das Schwarze Meer im Hochsommer! So etwas schon einmal erlebt zu haben, daran konnten sich selbst die ältesten Moskauer nicht mehr erinnern. Die Meteorologen wußten es genau: Seit 109 Jahren, seit der Zeit also, da man begann, Wettertagebücher zu führen, hat's so etwas in Moskau nicht gegeben. Kindersommerbadejubel unisono auf der einen, Stirnrunzeln auf der anderen Seite: Für die Wasserversorgung, für Mediziner und Feuerwehrleute bringt dieser Sommer weit mehr Probleme mit sich als sonst. Die Wasserwirtschaftler senkten, durch Computerberechnungen unterstützt, nachts den Wasserdruck, um den Tagesmehrbedarf auszugleichen. Mit Erfolg: Das erfrischende Naß lief zuverlässig wie zumeist aus den mehr als fünf Millionen Haushalthähnen. Die Unfallstationen der Krankenhäuser füllten sich zusehends mit Verletzten, die an unkontrollierten, „wilden" Uferregionen beim Baden Schaden nahmen. 550 Löscheinsätze hatte die Moskauer Feuerwehr in der ersten Juniwoche zu fahren: In Lagerräumen und unaufgeräumten Ecken kam es zu Selbstentzündungen brennbaren Materials. Auch die Pappelblüte, Moskaus „Sommerschnee", erwies sich als nicht ungefährlich. Massenhafte Anwehungen der weißen Flocken, vor allem in der Nähe von Holzbauten, drohten zusätzliche Brandherde zu werden und wurden deshalb von Hunderten Sprengwagen begossen. Plötzliche, willkommene Gewittergüsse reichten dazu nicht aus. Die Wetterfrösche ihrerseits sind stolz: Sie hatten die Hitzewelle richtig prophezeit. Wenn im Südosten, über Kasachstans Steppen, sich Hochs formieren, da, wo sich die Luftmassen rasch erwärmen und trocknen, kann – wenn die Windrichtung stimmt – die sowjetische Hauptstadt leicht ins Schwitzen geraten. Das ist eine beinahe jährliche Erfahrung. Gestützt auf Angaben über die ganze Erdkugel, die das Hydrometeorologische Zentrum der UdSSR zweimal am Tage erhält, und auf Daten über die Sowjetunion und Westeuropa, die alle drei bis sechs Stunden einlaufen, berechneten die Computer, daß die Moskauer diesmal wieder „dran" sind. Hitzeleiden wie Badefreuden – sie wurden jedenfalls mit beiden fertig.

Jürgen Geitner





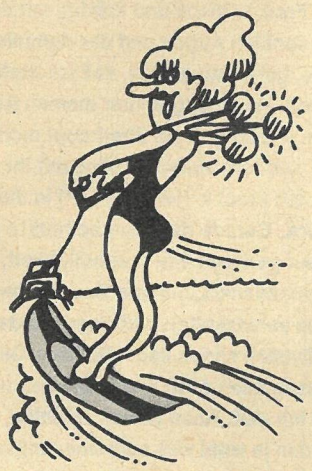
● Gut gesagt

Mit manchem ist der Mensch zufrieden, mit manchem aber auch unzufrieden. Nur er selbst weiß, was er hätte noch besser machen können, auch wenn ihm die Umgebung Lob spendet.

Ždenek Rehor, ČSSR, Schauspieler

● Am Rande

Natalja Rumjanzewa aus Dubna wurde erneut Weltmeisterin im Wasserski-Kunstlaufen. Bereits als 16jährige Schülerin errang sie 1979 in Toronto ihre erste Goldmedaille und verteidigte nun ihren Titel zum dritten Mal. – Goldmädchen!



● Persönliches

„Fanza", alias ISTVÁN KÓNYA, ungarischer Fakir, der glühende Holzkohle schluckt, sich spitze Gegenstände durch Körper- und Wangenmuskeln sticht und auf Nagelbrettern ausruht, wurde für den ungarisch-italienischen Gemeinschaftsfilm „Miss Arizona" verpflichtet.

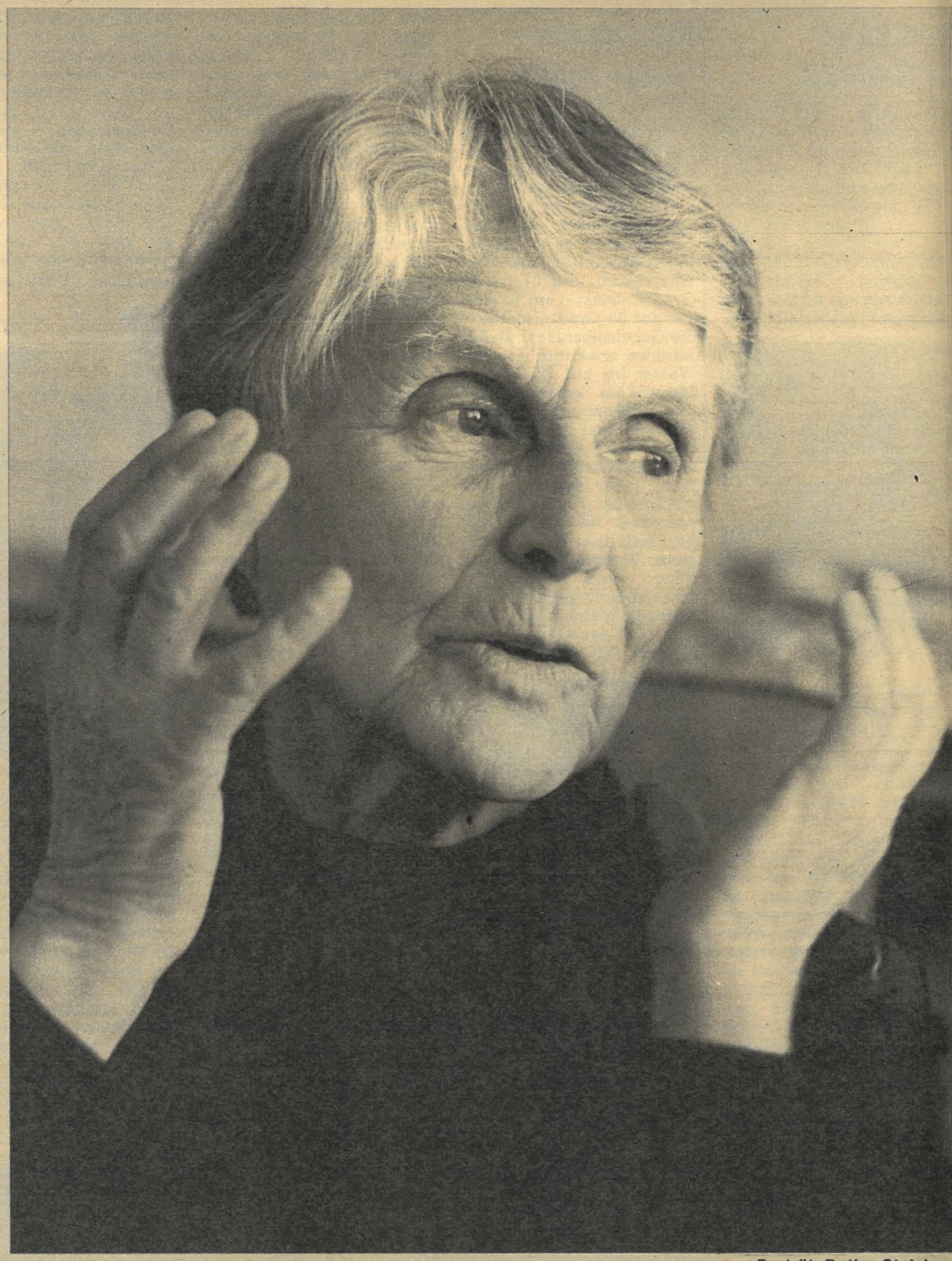
Eine Goldmedaille der Akademie der Künste zu Kairo wurde Prof. IRAKLI BERIDSE aus Tbilissi zuerkannt. Er hatte jahrelang das Kairoer Konservatorium geleitet und Geigenunterricht erteilt.

REMUS DEAC, Bürgermeister der rumänischen Gemeinde Bixat, fungiert zugleich als Standesbeamter und achtet vor allem auf das Vorhandensein des traditionellen Brautschmucks, um alte Bräuche nicht aussterben zu lassen.

MAREK RYBAR aus Liberec (ČSSR) erzielte mit fünf weiteren Tauchern den nicht alltäglichen Weltrekord im 24stündigen Stafettenschwimmen mit Atemgerät.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: K. Feuerherm, N. Rücker (2), D. Steinberg (3), ZB/ ČTK, ZB/Schulz, ZB/Hempel, Repro, V. Billeb (3); Vignette: D. Schüler.

Im Mai 1987 traf ich Eva Siao in der im 14. Stockwerk eines Hochhauses gelegenen Sechs-Zimmer-Wohnung, die sie seit dem Tode ihres Mannes Emi Siao im Jahre 1983 mit der Familie eines ihrer Söhne teilt. Ich war erst einen Tag vorher in Peking angekommen, verwirrt von der Reise und all den neuen Eindrücken und zusätzlich befangen, betäubt von der Aussicht, die Wohnungsinhaberin, von deren Leben ich Bruchstückhaftes wußte, ausfragen zu sollen, denn nichts anderes glaubte ich der Redaktion schuldig zu sein. So war ich auch froh, daß sie gleich mit D., dem Fotografen, ein Fotografengespräch anfing, in dessen Verlauf sie mehrfach aufsprang, um aus verschiedenen Winkeln des Raumes probeweise durch D.'s Apparate zu blicken, während ich bedeutsam die Kaffeetasse hob und nachdenklich in den Kuchen biß. Die siebenundsiebzigjährige Frau, schlank und kräftig, mit den großen dunklen Augen und der dominierenden Nase, gefiel mir so gut, daß ich endlich beschloß, illoyal gegenüber meinen Auftraggebern zu sein und sie überhaupt nichts zu fragen, sondern einfach Kaffee mit ihr zu trinken. Ich stopfte Heft und Stift in die Tasche zurück. Gerade das aber bemerkte sie, und darauf gerieten ihre Freundlichkeit, ihr Professionalismus und ihre Bescheidenheit in einen verwickelten Widerspruch, der sie schließlich sagen ließ: „Du liebe Güte, Sie müssen mich doch bestimmt was fragen, und ich muß Ihnen ja was erzählen, denn Sie werden ja wohl was schreiben müssen." Und man sah, daß ich ihr leid tat. Ich murmelte Abwiegelndes, aber sie erzählte doch von ihrer Breslauer Kindheit und frühen Jugend bis zu dem Punkt, an dem ich die alberne Frage stellte: „Und wie sind Sie dann nach Berlin gekommen?" Die Frage rief Bestürzung hervor. „Aber", sagte sie und sah mich an, als fürchtete sie für mich und meine journalistische Zukunft, „ich bin doch gar nicht nach Berlin gekommen!" Bald darauf ließen wir es und unterhielten uns weniger zielstrebig. Später ist sie doch nach Berlin gekommen – auf dem Umweg, nein, auf dem Weg über China. Zum Beispiel im August 1951, als alle Rosen blühten, da fotografierte sie die Weltfestspiele der Jugend und Studenten. Und in diesem Sommer zeigt sie in Berlin ihre fotografische Ausstellung „CHINA – mein Traum und meine Wirklichkeit". Ich hoffe sie wiederzusehen. Aber das ist nicht wichtig. Wichtig ist, daß viele Leute kommen und ihre Bilder ansehen.



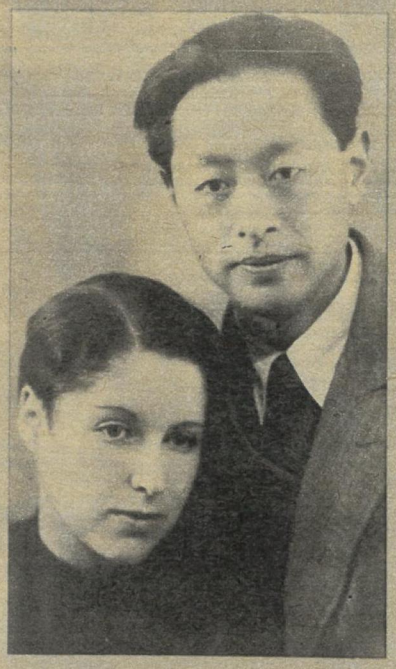
Porträt: Detlev Steinberg

UWE KANT über EVA SIAO

Ich spiele gern mit Licht und Sonne

Eva Siao ist uns als Fotografin bekannt, seit sie 1956 den Schriftsteller und ersten FREIE WELT-Chefredakteur Harald Hauser auf einer Tibet-Reise begleitete. Von dem einzigartigen Leben dieser ungewöhnlichen Frau erfuhren wir erst drei Jahrzehnte später. Hoffnungen und Rückschläge auf dem Wege einer neuen Menschheitsidee in Deutschland, der Sowjetunion und in China spiegeln sich in einer Biographie. Daher baten wir Uwe Kant, während seiner Reise im vergangenen Jahr Eva Siao in Peking zu besuchen und sie jetzt, vor der Eröffnung ihrer Personalausstellung am 21. Juli in der Fotogalerie Berlin, am Helsingforser Platz, vorzustellen. Wir erleben ihre besondere Sicht – China von innen – dort, wo sich Traum und Wirklichkeit in den Jahren 1949–1967, zwischen zwei schweren Einschnitten ihres Arbeitslebens, sehr nahekamen.

Licht und Sonne – Elemente, die Eva Siao in ihrer Arbeit sucht, aus einem tiefen Gefühl der Sympathie für ihre chinesische Wahlheimat und deren Menschen. Auf dem Foto: Der „Platz des himmlischen Friedens" wird 1957 zum zentralen Versammlungsort umgebaut.



1934 lernt Eva am Schwarzen Meer den jungen chinesischen Dichter und Revolutionär Emi Siao kennen, der am 1. Schriftstellerkongreß der UdSSR teilgenommen hatte. Eine der ersten Aufnahmen des jungen Paares 1936 in Moskau.

Mit der Filmkamera fängt Eva Siao in den Jahren 1948 bis 1964 für das DDR-Fernsehen chinesisches Leben ein.

EVA SIAO

Zu ihrem siebenten Geburtstag erhält Eva Sandberg mitten in ihren Märchenträumen einen Brief – gezeichnet vom „Kaiser von China". Er gratuliert zum Geburtstag und bietet ihr seine Hand an. Der Traum dauert bis zum Abend, als die Mutter den Scherz des Bruders aufklärt. 1961 erzählt Eva Siao ihre kleine Geschichte dem umerzogenen Exkaiser Pu Yi, der einige Tage in der Woche gewöhnliche Arbeit im Botanischen Garten verrichtet. ①

Emi Siao spricht 1950 vor der Massenkundgebung für den Stockholmer Appell zum Verbot der Kernwaffen. ②

Pekinger Kunstakademie – Arbeit am Modell eines Denkmals für die junge Revolutionärin Liu Hulau, ermordet während des Bürgerkrieges. ③

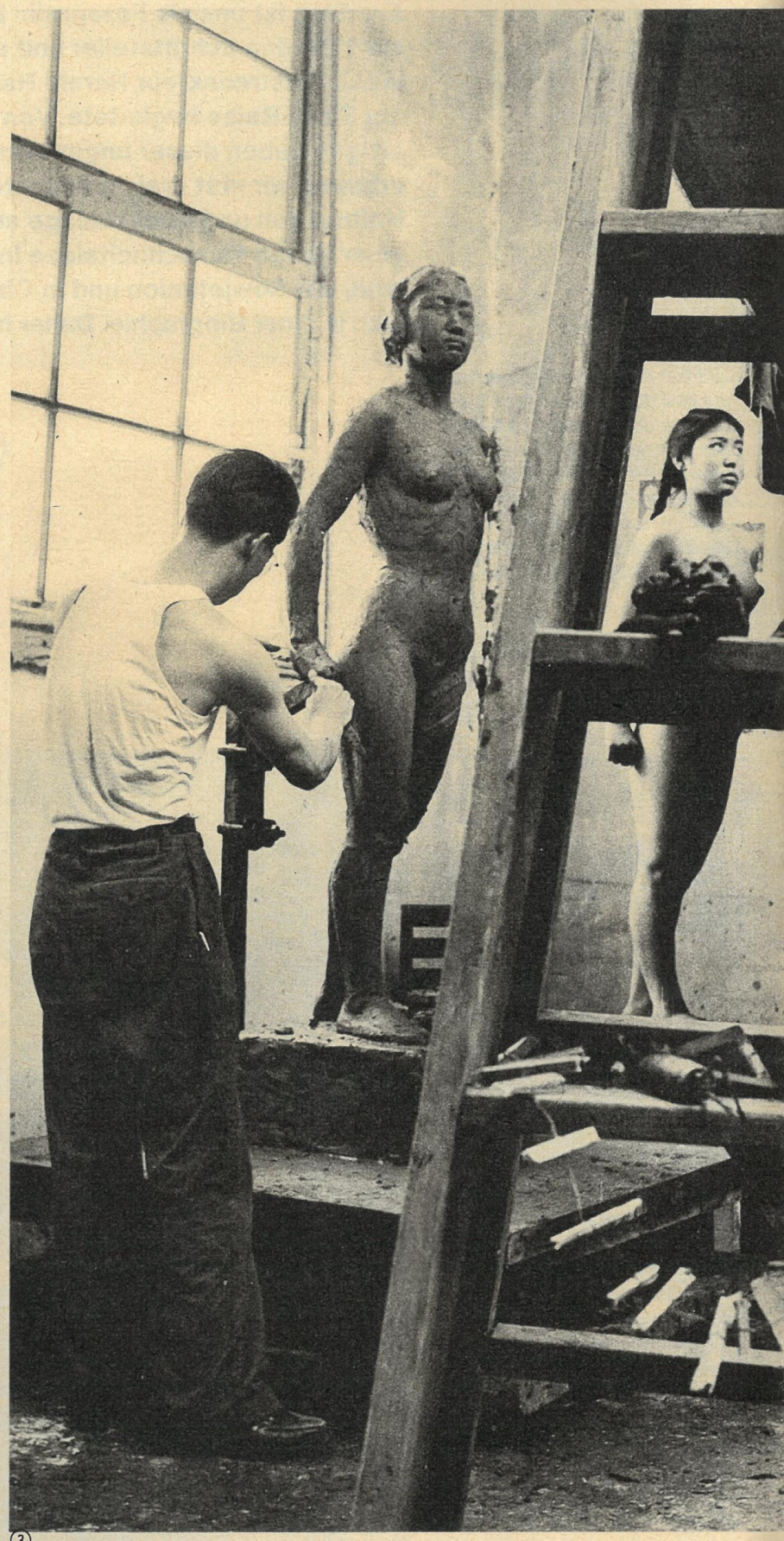
Der heitere Malerphilosoph Qi Baishi – einer der bedeutendsten chinesischen Künstler des 20. Jahrhunderts. ④

Shisanling – Auf der Skulpturen-Allee zu den Ming-Gräbern. ⑤

1957 entsteht eine schöne Freundschaft zwischen Emi Siao und John Heartfield. Ausflug in den Sommerpalast zu Emis 61. Geburtstag. ⑥

①

②



③

„Ich spiele gern mit Licht und Sonne". Ein Satz, den dürfte nicht jeder sagen; der wäre nicht jedem erlaubt.

Aus manchem Munde klänge er allzu sorglos oder auch allzu hoch hinaus, mancher Urheber sähe sich darauf mit einem Achselzucken beschieden: na und?

Der Satz findet sich in den autobiographischen Notizen der Fotografin Eva Siao. Dort steht er ganz natürlich als ein sehr bescheidener und sehr zusammenfassender Ausdruck ihrer Lebensarbeit und ihrer kämpferisch-optimistischen Hinwendung zu dieser Arbeit und zu diesem Leben.

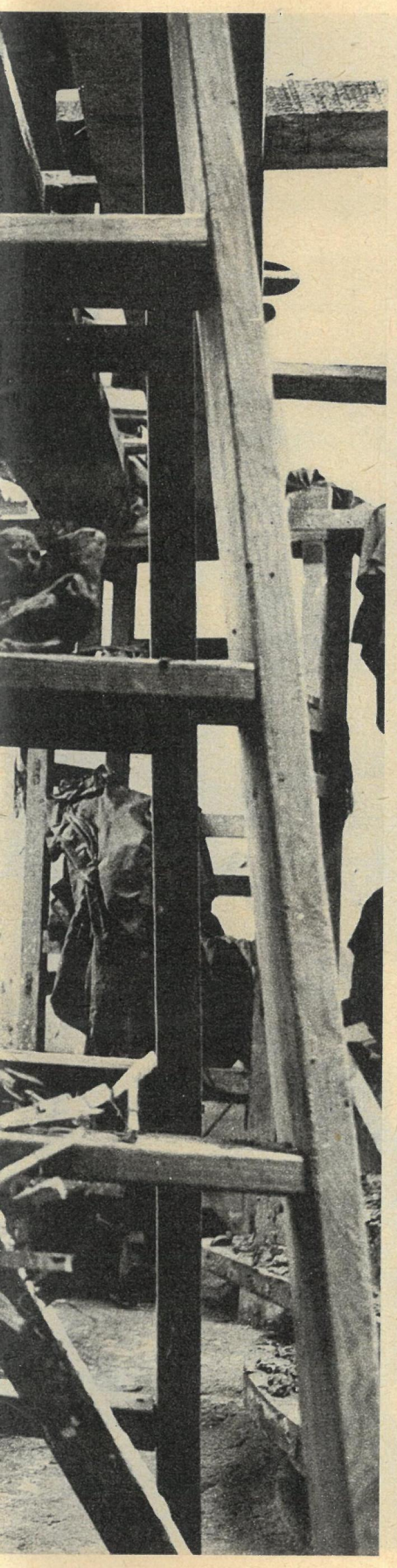
Eigentlich will er nur, fast entschuldigend, die Tatsache begründen, daß die Fotografin nie viel Umgang mit elektrischen Blitzen und anderen künstlichen Erleuchtungen hatte. Erst im Zusammenklang mit ihrer Persönlichkeit und ihrer Lebensleistung gerät er zur Metapher, zum Sinnspruch.

Begonnen hat es wirklich nach Sonntagskind-Art, aber es ist dabei nicht geblieben. 1911 wurde Eva Siao in Breslau geboren, Kind einer sehr wohlhabenden jüdischen Familie, Tochter aus gutem Hause, deren unbeschwerte frühe Jahre sich teils im Villenquartier teils auf dem Landsitz abspielen. Der Vater ist schon 1912 gestorben. Die Mutter frönt einer in jener Zeit gewiß noch ungewöhnlichen Liebhaberei (das Wort Hobby ist noch nicht eingeführt), nämlich der Photographie. Daraus wird Ernst, Broterwerb, als 1923 in der Inflation das Familienvermögen untergeht. Die Tochter ist nun zwölf; sie hilft ihrer Mutter oft bis spät in die Nacht. Das Spiel hat angefangen. Das Spiel ist Arbeit.

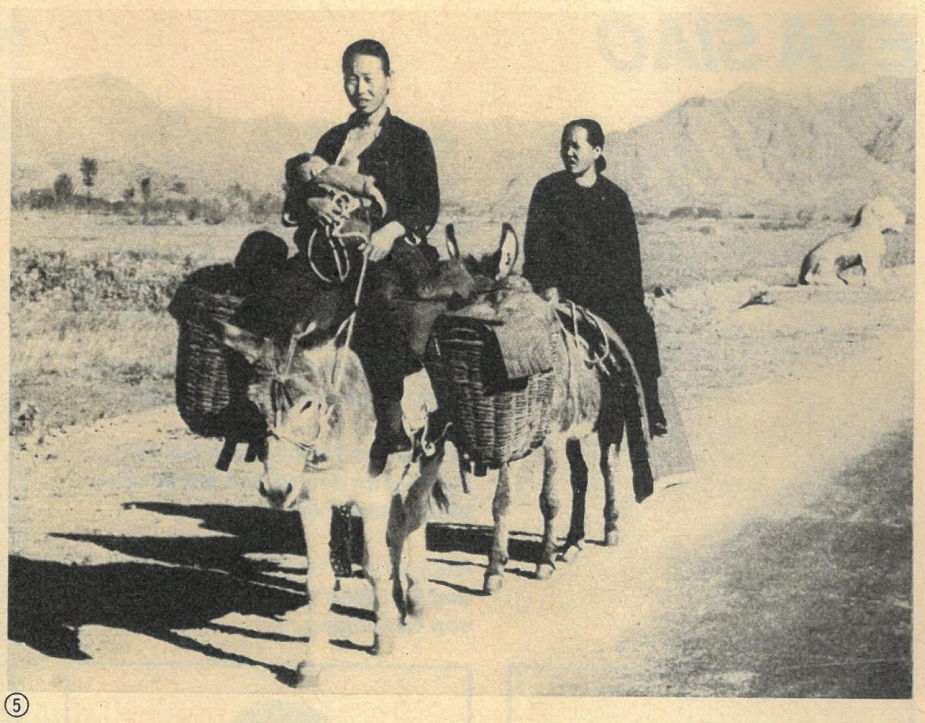
„Als ich mit 17 Jahren das Gymnasium beendete, war es ganz selbstverständlich, daß ich Fotografin werden wollte", schreibt sie. Sie absolvierte eine Ausbildung am Institut für Film- und Lichtbildwesen in München. Nach dem Tode ihrer Mutter im Jahre 1929 zieht sie nach Stockholm zu ihrem Bruder Herbert, welcher, ein musikalisches Wunderkind, mit 23 eine Berufung als Dirigent an die dortige Königliche Oper erhalten hatte.

Aus Deutschland, das sie verlassen hat, folgen ihr erst immer bösere Nachrichten und ab 1933 die ersten Emigranten. So holt die Politik sie ein – und stellt die Weichen für ihr kommendes heftiges, hartes, glückliches und auch bitterschweres Leben. Das Atelier der Fotografin Anna Riwkin, als deren Assistentin sie arbeitet, wird zu einem Treffpunkt von Linken verschiedener Richtung und Nationalität, zum Schauplatz ihrer politischen Debatten, in denen der Begriff Sowjet-Rußland, sei es als Stein des Anstoßes oder als Felsen der Hoffnung, nicht gerade selten vorkommt.

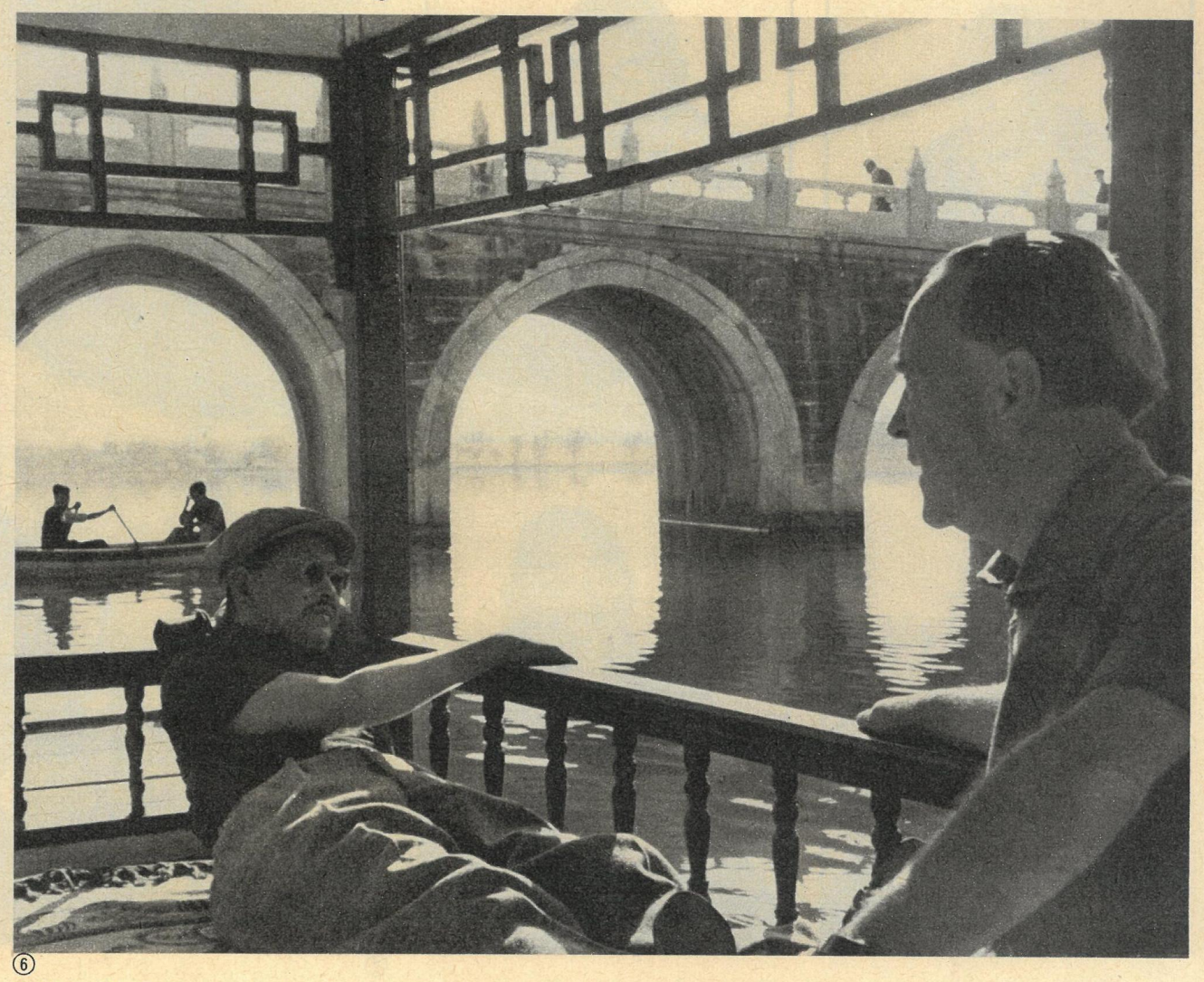
„Ich wollte auch dieses neue, fast geheimnisvolle Land mit seinen neuen Menschen und deren neue Ideen ken-



④



⑤



⑥

nenlernen." Als im Herbst 1934 ihr dreiundzwanzigster Geburtstag näherrückt, schenkt der Bruder ihr dazu eine „Intourist"-Reise nach Leningrad und Moskau. Auf Empfehlung Isaak Babels, des Verfassers der „Reiterarmee", kann sie einen Aufenthalt im Erholungsheim der sowjetischen Schriftsteller in Gagra am Schwarzen Meer anfügen. Dort erhält sie am 8. November einen Strauß dunkelroter Rosen...

Ich zögere. Ich bitte, die Pünktchen als Satzzeichen des Zauderns zu verstehen, nicht als Anzeichen albernen Augenzwinkerns. Wer Bilder, Fotografien aus jener Zeit ansieht, der sieht eine schöne junge Frau, ein Gesicht gleichermaßen von Klugheit und Liebreiz geformt. Der Gedanke, ihr Rosen zu schenken (wenn nur welche zu haben waren Anfang November), ist einer der nächstliegenden. Da muß überhaupt nicht gezwinkert werden.

Nein, der Chronist zögert, einmal weil er, ein Schilderer aus zweiter Hand, den Augenblick, da das Leben der Eva Siao den großen Schritt macht, nur nennen, nicht heraufbeschwören kann, und zögert zum anderen, weil von hier an die glänzende Reihe derer vor Augen tritt, die Eva Siao viel besser gekannt haben, viel besser kennen. Nur einige Namen, und in ganz unprotokollarischer Reihung: Friedrich Wolf und Familie, Erich und Li Weinert, Johannes und Lilli Becher, Mao Zedong, Zhou Enlai, Pablo Neruda, Jorge Amado, Stefan Heym, Stephan Hermlin, Ilja Ehrenburg, Joris Ivens, John Heartfield, Bodo Uhse, F. C. Weiskopf und Alex Wedding, nicht zuletzt Heinz Willmann (seinerzeit Generalsekretär des Deutschen Friedensrates), der schon früher über die ungewöhnliche Frau berichtet hat, und Harald Hauser, den sie als Fotografin bei seiner Tibet-Reise begleitete, wovon ein Bild-Text-Band (Brockhaus Verlag 1961) und eine Beitragsserie in FREIE WELT künden.

Der Mann mit dem Rosenstrauß aber war der chinesische Kommunist, Emigrant, Dichter, Berufsrevolutionär Emi Siao. In den Notizen stehen dazu zwei stille Sätze: „Wenn ich Emi heiraten wollte, mußte ich den Weg der Revolution beschreiten. Wir heirateten bald."

Bis 1939 lebt und arbeitet das Ehepaar vorwiegend in Moskau, wo auch Lion, der älteste der drei Söhne, zur Welt kommt. Dann kann Emi Siao nach China zurückkehren; auf konspirative Weise gelangt er nach Yan'an, dem Hauptort der befreiten Gebiete. 1940 übermittelte er die „persönliche Erlaubnis Mao Zedongs", seine Frau nachkommen zu lassen. Nach anderthalbmonatiger Reise per Schiff, Eisenbahn, Flugzeug, zuletzt aber auf einem Lastwagen der legendären Achten Armee, trifft sie mit dem zweijährigen Lion in Yan'an ein. Im Jahr darauf kommt dort dessen Bruder Vitja zur Welt. Eva Siao beginnt

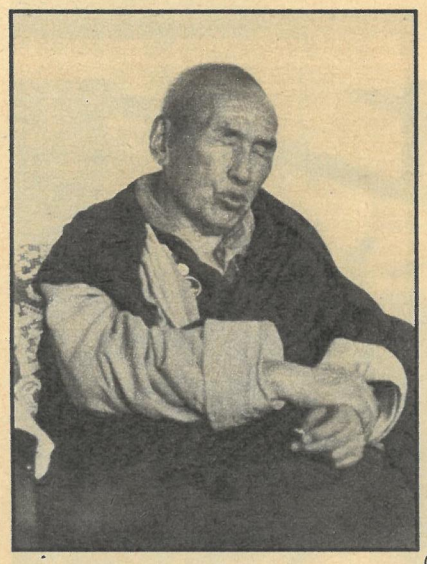
EVA SIAO

Im August 1956 begegnen Eva Siao und Harald Hauser in Lhasa dem Dichter Ca Zhu A Wang Lo Sang, der seine Lebensgeschichte erzählt. ①

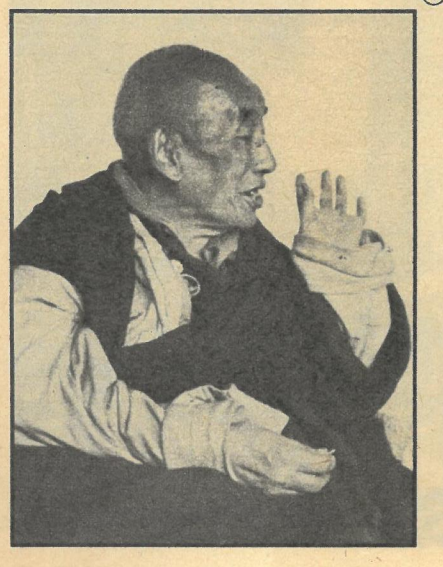
Eine Wäscherin in Lhasa – häufiges Motiv an chinesischen Flüssen. ②

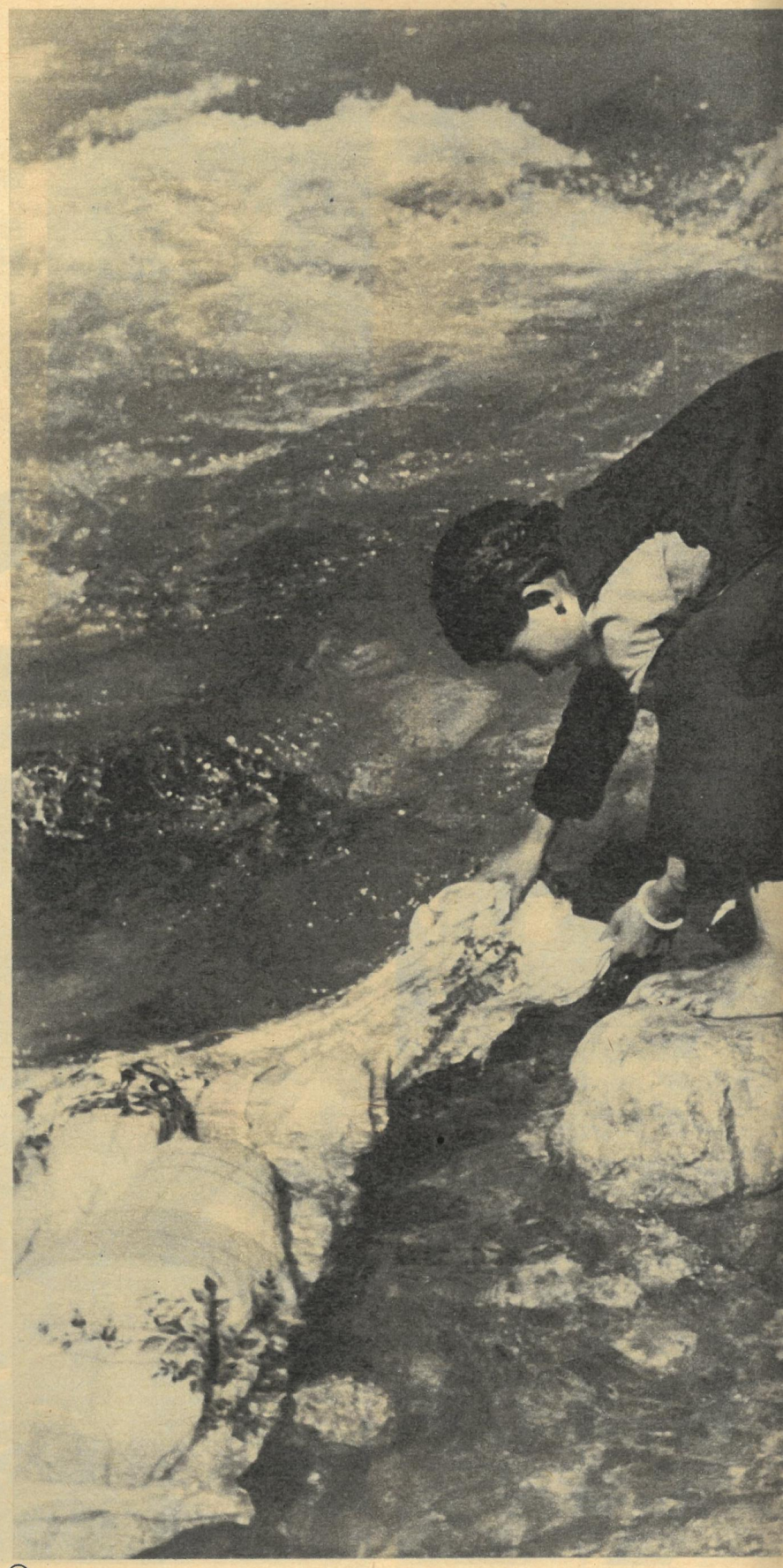
Im Zug von Peking nach Beidahe – Ausflug an den Strand der Bo-See im Sommer 1955. ③

Noch einmal beginnen. Eva und Emi Siao 1979 – fotografiert von Guo Jiging. ④



①





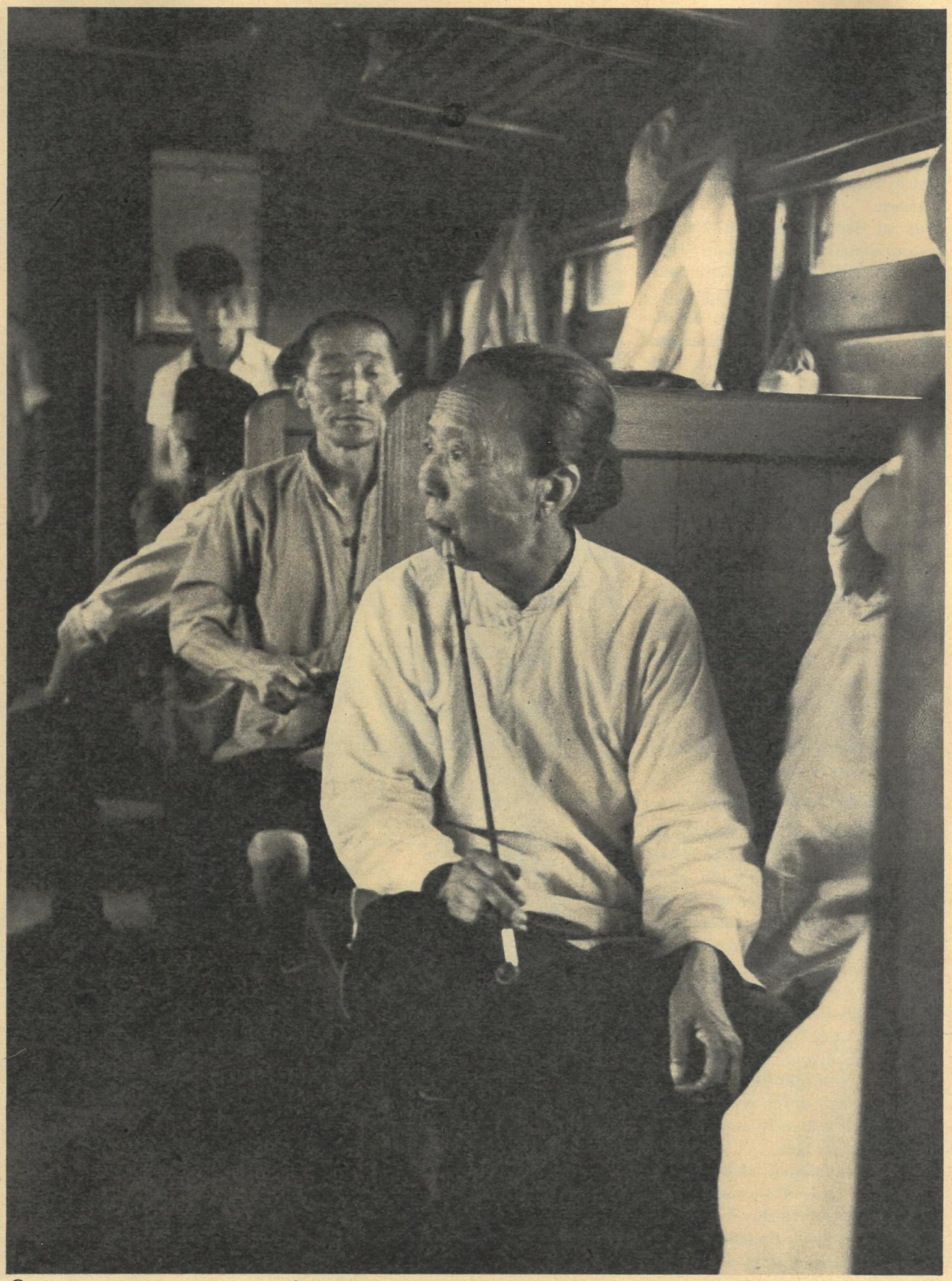
②

angestrengt chinesisch zu lernen, nimmt am politischen Unterricht teil, arbeitet als Beraterin für Kinderfragen. Die schwierigen Lebensumstände in den Felsenhöhlen mit primitiver Heizung und Beleuchtung, bei ständiger Knappheit an Wasser, Lebensmitteln und Kleidung meistert sie. Aber an der Isolierung vom politischen Leben, über das ihr Mann nicht mit ihr sprechen darf, und an dem Verbot zu fotografieren droht doch noch alles zu scheitern. Der Traum von China, der am Schwarzen Meer begonnen hat, scheint zu verblassen, sich aufzulösen. „Wie unter Hypnose" verläßt sie mit beiden Kindern ihren Mann, der sie – ebenso kopflos – ziehen läßt. Nur der Vorsitzende Mao immerhin sagt ihr, sie sei stets willkommen, falls sie zurückkehren wolle. Ein Wort, an das sie in kommenden glücklichen und unglücklichen Zeiten oft gedacht haben wird.

Fünfeinhalb Jahre später, im Frühjahr 1949, nach der Befreiung Beipings (danach Peking, jetzt Beijing) kommt Emi Siao mit einer Delegation nach Moskau. Eva Siao, von 1944 bis in die ersten Nachkriegsjahre mit den Söhnen in Kasachstan lebend und ihren Lebensunterhalt mit härtester fotografischer Brotarbeit verdienend, ist auch dort.

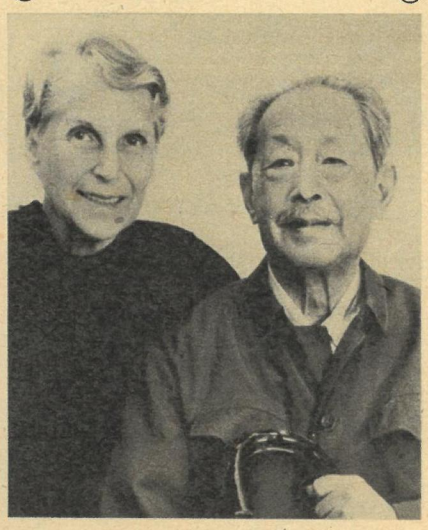
„Wir umarmten uns schweigend. Unsere Herzen schlugen einander entgegen. Wir wußten beide, daß wir uns nie wieder freiwillig trennen würden."

Wieder tritt der Traum zurück, den sie sich in der schweren kasachischen Zeit, die sie auch Zeit der Prüfung ihrer Liebe nennt, wiederhergestellt hat. Aber dieses Mal, um der Wirklichkeit zu weichen – die Bestimmung aller Träume. Zu viert kehren sie nach Beijing (Peking) zurück. Den dritten Sohn, der dort 1950 geboren wird, nennen sie Heping – das ist: Frieden. Ein Name, ein Wort, innig verbunden mit der internationalen Bewegung wie mit der konkreten Arbeit, die die Eltern des Jungen für diese Bewegung leisteten. Emi Siao war Delegierter Chinas zum Weltfriedenskongreß, von dem der berühmte „Stockholmer Appell zur Ächtung der Atombombe" ausging. Von 1951 bis 1953 arbeitet er als Sekretär Chinas beim Weltfriedensrat, der seinen Sitz in Prag hat. Eva Siao, jetzt Fotokorrespondentin der Agentur Hsin Hua, begleitet ihn, fotografiert auf allen Sitzungen, Tagungen, Kongressen in Prag, Wien, Berlin, Oslo, Stockholm, Budapest. Sie arbeitet selbständig, lernt noch vieles hinsichtlich der technischen und organisatorischen Dinge ihres Berufes dazu. Lernt Menschen kennen und lernt es, Menschen kennenzulernen. Noch einmal zwei Jahre ein Aufschub, so wichtig die Jahre auch sind. Aber dann endlich, seit dem Sommer 1953: China mit Haut und Haaren. Eine Frau, eine Kamera, die Riesenstadt, das Riesenland. Stadtmauern, Tore, Räder, Rikschas, Obst-,



③

④



Eis-, Goldfischhandel, die Parks, die Seen, die Teiche, „Menschen bei der Arbeit, beim Studium, im Gespräch", Schauspieler, Handwerker, Lastträger, einmal der noch jugendliche Dalai Lama, immer wieder Kinder – genug, keine Aufzählung kommt da hinterher, lange könnte man ein einziges Bild beschreiben. Lange und vergebens, Bilder haben ihre eigene Sprache. Ihre sprechen von ihrer und anderer Begeisterung für die Revolution, von den Mühen der Revolution, von den Menschen, die die Mühen wert sind und ihren Teil davon auf sich nehmen, von dem Land, dem die Mühen gelten. Dann der Höllensturz in den schwarzen Abgrund der barbarischen Bewegung, die jenen Namen so sehr mißbrauchte: Kulturrevolution. Die Internationalisten Emi und Eva Siao werden beschuldigt, internationale Spione zu sein. Der Verhaftung im Sommer 1967 folgen sieben Jahre und drei Monate Einzelhaft, an die sich noch einmal fünf Jahre eines schikanösen Hausarrests anschließen, ehe sie im Herbst 1979 vollständig rehabilitiert werden.

Emi Siao wird wieder in seine früheren Ehrenämter eingesetzt, seine Parteimitgliedschaft wird wiederhergestellt; noch einmal nimmt der Dreiundachtzigjährige seine künstlerische Arbeit in Angriff. Eva Siao, die aus der Dunkelheit der Einzelhaft körperlich und geistig gestählt hervorgegangen ist, auf Grund disziplinierten Trainings, wie sie durchaus mit Genugtuung registriert, hat in der Arrestzeit im halbverfallenen Häuschen in der Gasse heimlich, vorsichtig, wieder angefangen zu fotografieren: den Mann, die Söhne, die Enkel – die Familie, die auch in den bösesten Tagen zueinandergehalten hat. Jetzt tritt sie endlich wieder hinaus an Licht und Sonne. Sie wird Beraterin für Fotografie bei der Nachrichtenagentur Hsin Hua. Im Frühjahr 1983 wird sie zusammen mit zehn anderen ausländischen Bürgern chinesischer Staatsangehörigkeit zum Mitglied der Politischen Konsultativkonferenz gewählt. Das Spiel, die Arbeit geht weiter.

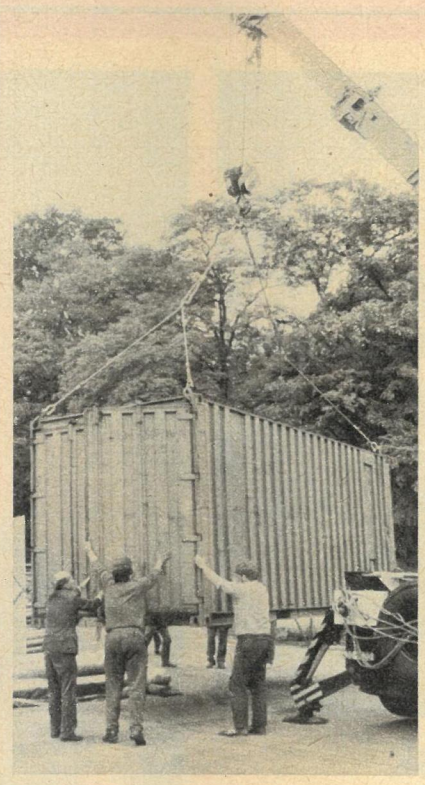
Telefonat nach dem Moskauer Zoo: „Meßt mal eure Reisekader!“ – Antwort: „2,27 m maximaler Rückenstand.“ – Erleichtertes Aufatmen auf Berliner Seite. 2,44 m beträgt die lichte Höhe der zur Verpackung vorgesehenen Container. Reisepapiere können beantragt werden.

Was ist der Hintergrund des Extratourismus? Im Berliner Tierpark nimmt das Dickhäuterhaus mit seiner gewaltigen Tageslichtkuppel immer deutlichere Konturen an; den Neubau entsprechend zu bevölkern – das ist eine Aufgabe, die den Tiergärtnern an der Spree genausoviel Kopfschmerzen macht wie ihre Rolle als Bauherren einer derart umfangreichen Anlage. Denn – traurig genug – die Elefanten der Wildnis, asiatische wie afrikanische, sind am Verschwinden. Abholzen der Wälder, erbarmungslose Wilderei besiegeln ihr Schicksal. Dabei ist die Fortpflanzung von Elefanten in Menschenhand selbst unter tropischem Himmel noch immer ein zufälliges Ereignis; keine Rede kann davon sein, daß Arbeitselefanten in ihrer Heimat sich etwa so vermehren ließen, massenweise und nach Bedarf, wie Zebus oder Hausziegen.

Handel ohne Feilschen

Nun unternimmt der Tierpark an der Spree gewissermaßen in letzter Stunde den Versuch, nach neuesten Erkenntnissen je eine Herde Asiaten und Afrikaner aufzubauen, die an Köpfen genügend zahlreich und altersmäßig so günstig zusammengesetzt ist, daß sie kontinuierlichen Nachwuchs verspricht. Doch woher nehmen? Gerade in diesen Wochen beklagte öffentlich eine westliche Autorität des Zoowesens, daß sich sogar durch eine reichlich gefüllte Börse kein Rüsseltier mehr herbeizaubern läßt.

Dieter Minnemann, Kurator für Elefanten und Nashörner (sowie Greifvögel) im Berliner Tierpark, ging die Sache diplomatisch an. Ganz beiläufig fragte er Direktor Spyzyn vom Moskauer Zoo, Partner eines Freundschaftsvertrages mit Berlin, ob bei ihm die Elefanten – verstärkt durch Zugänge aus Vietnam (FW 5/1985) – nicht ein wenig eng stünden. Wladimir Spyzyn schmunzelte heimlich, doch gab er sich ahnungslos und sagte, ja, etwas eng gehe es zu im winterfesten Haus an der Moskwa… Am Ende ein hochherziges Angebot: Moskau stiftet den Berlinern zwei halberwachsene Kühe, als „Dauerleihgabe“ und Beitrag zu künftiger Zucht. Berlin quittiert mit einem Wechsel auf die Zukunft – der Aussicht auf muntere Elefantenbabys, die vorerst nicht mehr sind als ein



Zwei Packungen Elefant

Wertfracht aus Moskau:

Wunschtraum. Unberufen und auf Kistenholz geklopft!

Zu berichten jedoch ist zunächst vom Dickhäutertramp Moskau–Berlin nach den Aufzeichnungen des Reiseleiters Dr. Minnemann: „Nichts gegen die Zunft der Eisenbahner mit dem Flügelrad… Für eine so kostbare Fracht, wie wir sie zu befördern hatten, sind vierzehn Tage Güterwagen entschieden zuviel. So belagerten wir die Firma ‚Autotrans', und siehe da, nachdem ich das obligatorische ‚Geht nicht!' oft genug vernommen (bzw. mein Ohr dagegen verschlossen) hatte, fanden sich freundliche Leute, die ein Herz für Tiermenschen hatten. Sie rückten ihre besten Tieflader heraus – so tief, daß wir ohne ‚Sonderstreckenführung' durch alle Brücken schlüpften; man stellte uns eine Mannschaft von Fahrern zusammen, mit denen sich hätten Elefanten stehlen lassen, wenn dazu nur Gelegenheit gewesen wäre. Und: Weich wie auf Samtkissen rollten unsere gewichtigen Schutzbefohlenen über die Landstraße.

Es war eine Kolonne von drei Fahrzeugen, die sich aus Berlin via Polen in Bewegung setzte: ein ‚Moskwitsch' unter Rundumleuchte als Lotsenwagen und die Hänger mit je einem von uns ausgebauten 20-Fuß-Container, gespannt hinter eine Zugmaschine sowjetischen Typs und eine aus der ČSSR. Um die teure Reise ordentlich auszulasten, hatten wir als Hinfracht sechs Kiangs an Bord. Diese seltenen ‚Halbesel' entstammen einer bereits bestehenden, sehr erfolgreichen sowjetisch-deutschen Zuchtgemeinschaft; in Berlin zur Welt gekommen, waren sie für die Zooparks Tallinn und Riga bestimmt. Auf offener Landstraße, hinter Brest, hievten wir unsere kostbare Last auf die Transporter von der baltischen Küste – ohne Kran, nur mit herzhaftem Ho-hupp aller verfügbaren Fäuste und Kehlen.

In Moskau dann gestaltete sich das Einsteigen der beiden Elefantenmädchen zu 50 % unproblematisch… Das heißt, mit Nachhilfe eines dicken Taus, viel Liebe und dazu einer Portion Äpfel bezog die sanfte ‚Astra' ihren Behälter, und eins-fix war das von Tierparkschlossern gebaute Rohrgitter vorgesetzt. Reisegefährtin ‚Frosja' dagegen besuchte zwar die Freundin in deren Abteil, war aber nicht in das eigene zu bringen. Als wir es mit ein bißchen Druck versuchten, wurde die Dame ruppig, und sie zeigte, daß ihr die ‚Stoßzähnchen' nicht nur zur Zierde wachsen.

„Sense!"

Also reichte ich ihr in vorsichtig ansteigender Dosierung ein Medikament, das bei Menschen auch überreizten Managern gut tut… Nach reichlich zwei Stunden war die Zornige fromm wie ein Lamm, ließ sich halb ‚beduselt' in die Kiste schieben und wurde gleichfalls hinter Gitter verwahrt. Unser Aufbruch verzögerte sich durch diesen Kunstgriff; wir wollten auf jeden Fall die Wirkung der Tabletten abklingen lassen, damit auf schwankender Unterlage keine ‚Seekrankheit' eintrat. Im letzten Augenblick rief Direktor Spyzyn: ‚Nehmt doch eine Sense mit!' – ‚Eine Sense?' – ‚Um unterwegs ein bißchen Grünfutter zu machen!'

Tatsache, das ehrwürdige Gerät leistete uns gute Dienste. Noch wichtiger als Frischkost aber war der Wassernachschub. Bei der gerade in diesen Tagen über dem Land lastenden Hitze rollten wir mit offenen Behältertüren so schnell wie möglich, um den Elefanten etwas Kühlung zu verschaffen. Aller 50, 60 Kilometer machten wir an einer Quelle halt, und die in langer Reihe Anstehenden rückten beiseite, damit unsere fahrende Menagerie versorgt werden konnte. Zwanzig bis vierzig Liter erhielt jedes Tier zum Trinken und zur Rüsseldusche. Unterdessen hatten wir, von Leuten umringt, jede Menge Fragen zu beantworten.

Waren spätabends die Elefanten versorgt, kamen wir Betreuer zu unserem Recht. Abseits der Autotrasse wurde ein Feuerchen gemacht, und wir aßen unsere Mahlzeit, während nebenan die Frösche quakten… Bis wir Berlin in mehreren Tagesetappen erreichten, waren noch schwere Unwetter zu überstehen (die Container mußten geschlossen werden, weil wahre Wasserfluten das Innere überschwemmten – Erkältungsgefahr für die vierbeinigen Passagiere).

Feuerwehr hob in Friedrichsfelde die Behälter von den Wagen, und Sascha, der aus Moskau mitgereiste Pfleger, geleitete die Ankömmlinge ins noch provisorische Quartier, wo unsere vier kleinen Afrikaner gründlich von ihnen beschnüffelt und berüsselt wurden. Die Gruppe der Asiaten hat mit den achtjährigen ‚Neuen' jetzt eine solide Alterspyramide. Unter Aufsicht unserer Leitkuh ‚Dombo' wird man sich zusammenfinden, nur – Babys fehlen noch…"

Während der Moskauer Pfleger Alexander Chrit den Berliner Kollegen manches aus der in Laos erlernten „Elefantenschule" vorführt (Bild links) und selber seine Fertigkeiten bei der Dickhäuterpediküre vervollkommnet, gehen am neuen Haus die Arbeiten weiter… Schon den kommenden Winter – so haben's die Bauleute versprochen – sollen alle „Mieter" unter dem Dach ihrer werdenden Wohnung verbringen.

H. Frosch (Text)
M. und M. Barz (Fotos)

FREIE WELT

WINTER-MOSAIK '89

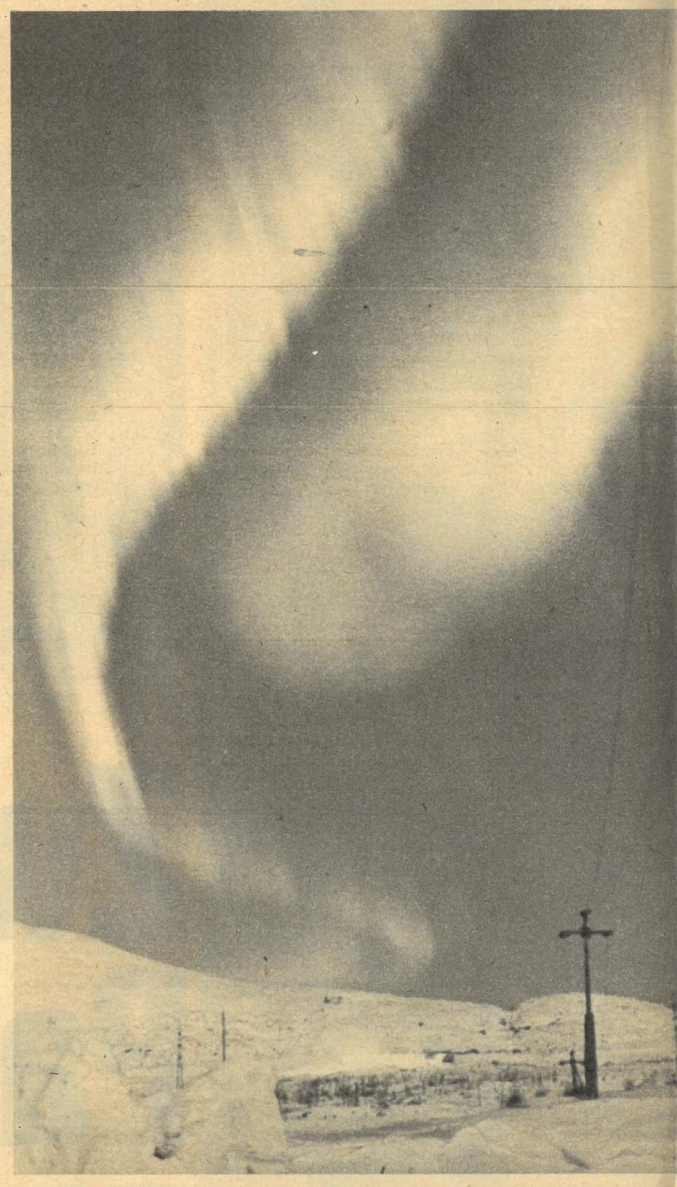
Die Tinte unter den soeben unterzeichneten Verhandlungsprotokollen war noch nicht trokken, als der stellvertretende Generaldirektor des Reisebüros der DDR, Frank Stieler, und Pressechef Karl-Heinz Gummich der FREIEN WELT einen frühen Einblick in die kommende Wintersaison gewährten, darüber informierten, was unsere reiselustigen, erholungsuchenden und sportbegeisterten Touristen im Ausland erwartet. So können wir Ihnen, liebe Leser, auf diesen beiden Seiten im FW-Ratgeber eine Vorschau bieten. Genaue Daten, die Sie für Ihre Reisepla-

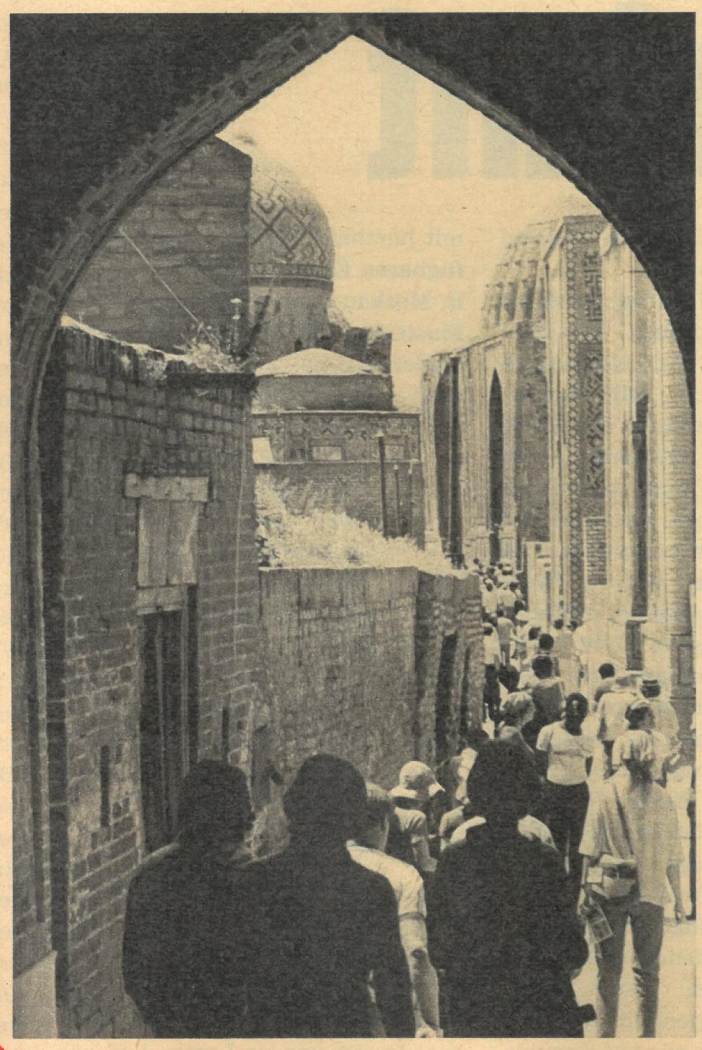
nung und -buchung benötigen, erhalten Sie im nächsten Monat in den Zweigstellen des Reisebüros. Dann erscheint an den Kiosken der Deutschen Post auch wieder die „REISE-INFORMATION" mit dem kompletten Angebot, den dazugehörigen Bestellnummern und Preisen. Letztere bewegen sich, obwohl der internationale Trend nach oben anhält, in den gewohnten Relationen. Reiseziele mit Preissteigerungen über 10, ja 20 Prozent bei gleichbleibender Leistung hat das Reisebüro nicht akzeptiert. Insgesamt bietet das Winterangebot vom 1. Januar bis 30. April, das also auch den Frühling einbezieht, ein weitgefächertes Bild. Nach wie vor dominiert die Sowjetunion als unser Hauptreiseland. Die reizvollsten Regionen des Vielvölkerstaates empfangen Touristengäste aus der DDR. Wir können in den hohen Norden nach Murmansk und in den Fernen Osten bis Chabarowsk fliegen. Und von Irkutsk aus geht's an den herrlichen Baikal. Wer lieber im Zentrum Budapests flaniert, bitte. Das Reisebüro hat 6000 Betten in gepflegten Hotels parat. Ich bevorzuge im Winterurlaub den Alpinski. Die Berge der Hohen Tatra und der Karpaten, Witoscha und Rila rufen. Ski heil und gute Reise!

Volker Hempel

Die Wunder von Murmansk

Illuminierte Nächte in Murmansk: Lichterspiele des Hafens, Polarlichter am Himmel (Bild oben und rechts). In die 400 000-Einwohner-Stadt, weltgrößte über dem Polarkreis, führt ein zweitägiger Abstecher der Städtekurzreise-Tour Leningrad–Murmansk–Leningrad (7 Tage). Erstmals beginnt „Intourist" die Saison-Reisen dorthin bereits im April. Das ist die Zeit, da sich der Polartag, der von Mai bis Juli ohne Unterlaß dauert, mit extrem kurzen Nächten schon ankündigt. Arktische Kälte ist in Murmansk übrigens niemals zu befürchten, dank dem Golfstrom, der sogar im „härtesten Winter" (um minus 5 Grad) den Hafen der Meerstadt eisfrei hält. Wer bereits Anfang April reist, kann das traditionelle „Festival der Völker des Nordens" erleben – u. a. mit Hundeschlitten- und Rentiergespann-Rennen, Beilweit- und Lassowerfen. Murmansk–Leningrad ist ein Zwei-Stunden-Flug.



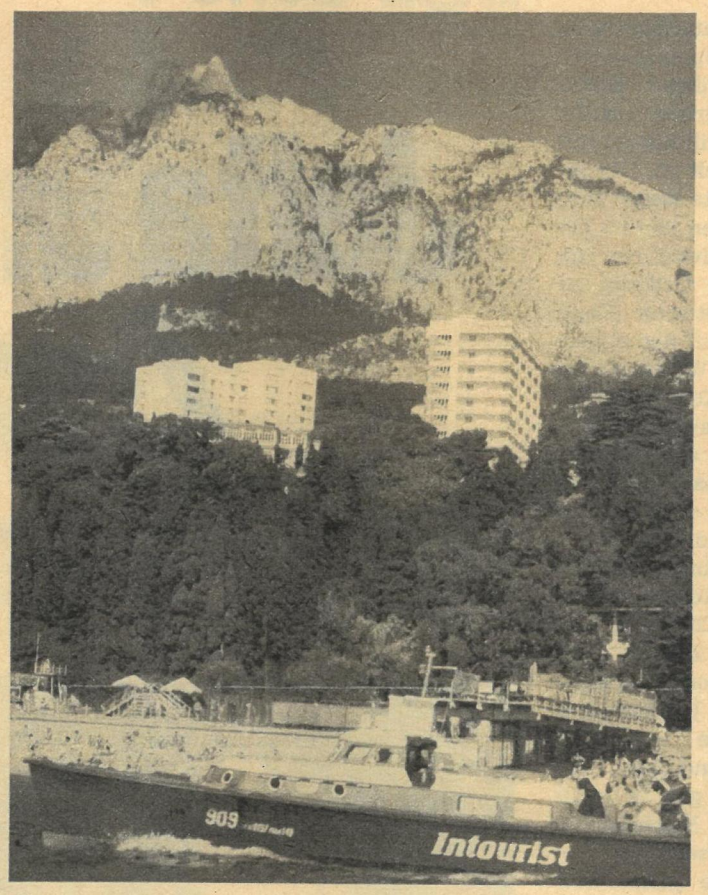


Der Zauber Samarkands

Die über 2500 Jahre alte, mittelasiatische Großstadt gehört mit ihren orientalischen Baudenkmälern wie auch Buchara zu den attraktivsten Reisezielen des Winter-Saisonangebots. Hervorhebenswert ist, daß die Reiseprogramme nur wieder Aufenthalte mit Übernachtungen vorsehen. Wer die hochsommerliche Hitze nur schlecht verträgt ist mit einer Reise bis April (10 bis 15 Grad) gut bera

Liftgeldtausch

Hinauf in die Berge – und an Skipisten aufwärts – geht's vielerorts per Kabinen-, Sessel- oder Schlepplift: Das ist bequem, aber kostet auch. Um nicht beim Taschengeld knapsen zu müssen, gibt's künftig für Reisebüro-Kunden die Neuerung eines speziellen Liftgeld-Umtauschs. BULGARIEN/Rhodopen und Witoscha: 75 bzw. 117 Mark; Rila: 89 bzw. 140 Mark je nach Ein- oder Zweiwochenreise. RUMÄNIEN: 75 Mark bei einer Zweiwochenreise. ČSSR: 51 Mark bis zu zehn Reisetagen, 101 Mark über zehn Tage hinaus. Umtauschkurse: 1 Mark = rund 3 Kronen, 2,5 Lei, 0,31 Lewa.



Meeresbrise, Meereswellen – und Seewasser, angewärmt, im „Meerbecken" an Land: Beim Winterbaden in Jalta/Krim (Bild oben) oder Sotschi/Kaukasusküste. Reisezeit: Januar bis April; jeweils 8 bzw. 15 Tage.

Topfguckertour

Schon Nasreddin, der Weise, sagte: „Das Klirren von Schüsseln und Tellern ist für mich die allerschönste Musik." In Lande, deren Küche er ganz besonders zu rühmen wußte, führt – speziell für Hobbyköche – die Topfguckertour „Kaukasische Nationalküche". Chefköche in Tbilissi, Baku, Jerewan bzw. Sotschi tischen Spezialgerichte und -getränke auf, geben dazu Rezepte preis. Die Reisenden erleben kaukasische Gastlichkeit. Reisezeit: April.

● Spitzenhotel

Dieses neue Hotel der internationalen Spitzenklasse (Foto oben) öffnete erst kürzlich in Prag seine Pforten. Direktor Petr Prchal informierte, daß das neue Haus auch DDR-Gästen offensteht. Das „FORUM", ein Hausnachbar des modernen Kulturpalastes, verfügt über 1100 Betten und jeglichen Komfort. Das Reisebüro hat vorläufig noch keine Kapazität gebucht.

● Verhandlungen

Um in Zukunft wieder ein Angebot für den alpinen Skisport im Kaukasus, der höchste Ansprüche stellt, unterbreiten zu können, verhandelt das Reisebüro der DDR gegenwärtig mit dem Zentralrat der Sowjetischen Gewerkschaften. INTOURIST verfügt nicht mehr über die Plätze in Dombai und Itkol.

● Computer füttern!

Wollen Sie, werte Leser, in der Wintersaison '89 (vom Januar bis April) mit dem Reisebüro auf Tour gehen, können Sie vom 17. bis 29. August Ihre Vormerkkarten abgeben. Sollte der Reisebüro-Zentralcomputer Ihren Wunsch leider mit „Nein" beantworten, besteht kein Grund zur Traurigkeit. Im „Aktuellen Angebot" Ihrer Zweigstelle ist noch manches drin. Auch für jene, die sich erst später zu einer Reise entschließen.

● Ski beim Nachbarn

Die Kolonnen der Autotouristen mit Skiern auf dem Dach werden auch 1989 wieder groß sein. Faktisch in der gesamten ČSSR bietet das Reisebüro Reise- und Ferienziele an: im Riesen- und Isergebirge, in der Mala Fatra, der Niederen und Hohen Tatra oder im Böhmerwald. Achtung! An entsprechende Reifen denken!

ten. Im Frühling ist ein Rundgang im Afrasiab von Samarkand, dem uralten Siedlungsplatz (Foto links), ein Vergnügen. Bewunderung alter orientalischer Kunst gilt auch den Restauratoren: Im frischen Glanz die Deckenfresken der Medrese Tillja-Kari (oben).

Schneegarantie

Wer bietet sie? Natürlich nur der „himmlische Wettermacher", der indes oft launisch ist – jedoch: höchst selten in den Hochgebirgen. Erfahrene Ski-Füchse wissen daher, wo von Ende Dezember bis März/April „schneesichere" Pisten zu finden sind: in Wintersportzentren alpiner Gebirgsregionen. Zum Beispiel: Aleko (Witoscha), Borowez (Rila), Pamporowo (Rhodopen); Poiana Brasov, Sinaia, Predeal (Karpaten); Tatranská Lomnica, Strbské Pleso, Stary Smokovec (Hohe Tatra/ČSSR); Zakopane (Hohe Tatra/Polen). Diese Hochgebirgs-Reiseziele offeriert das Reisebüro für die ganze Wintersaison.

Budapests Reize

Eistreiben auf der Donau. Frühling in Budapest. Jahreszeit und ungarische Metropole liehen einem international bedeutenden Kulturereignis seinen Namen. Jedes Jahr im März lädt das „Budapester Frühlingsfestival" an die Ufer des mächtigen Stromes ein, bereichert es auch unseren Tourismuskalender thematischer Reisen. Das Programm für knapp fünf Tage bietet zwei Festivalveranstaltungen, Stadtbesichtigung, Folkloreabend und einen Besuch in einem der Thermalbäder. Preis: 1000 Mark.

Fotos: D. Steinberg (2), V. Hohlfeld; TASS/S. Maisterman; APN/O. Iwanow, A. Gafurow; SOFIA-Press; CEDOK; Exico; Repros (2); Redaktion: Volker Hempel

FREIE WELT-Serie 1

Jalta und die Zigarren des Premiers

Reichlich ein Jahr nach der Teheraner Konferenz fand ein Treffen der drei alliierten Regierungschefs auf der Krim statt. Es war der Februar des Jahres 1945, des Siegesjahres. Jalta. Liwadija-Palast. Gerade hier erholte sich gern der letzte russische Monarch aus der Romanow-Dynastie.

Alles sah feierlich und majestätisch aus. Stalin trat in den Sitzungssaal der Konferenz. Hinter ihm kam die sowjetische Delegation. Völlige Stille herrschte. Mit leichtem Kopfnicken grüßten ihn Roosevelt und Churchill, die sich schon an ihren Plätzen befanden. Zuvor waren sie zu dritt schon wenige Minuten miteinander zusammengetroffen. Stalin trat an den Tisch und begrüßte den ihm entgegenkommenden Churchill und den sitzenden Roosevelt. Der amerikanische Präsident konnte wegen seiner körperlichen Gebrechen ohne Hilfe von Adjutanten nicht schnell aufstehen.

Entlastung in den Ardennen

Die erste Sitzung begann mit der Erörterung militärischer Fragen. Und das war logisch. Zu unserer Delegation gehörte auch der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs der Roten Armee, Armeegeneral Alexej Innokentjewitsch Antonow, der die Gruppe der sowjetischen Militärexperten auf der Konferenz leitete. Entsprechend den Wünschen der Delegationschefs traf er sich täglich zu Beratungen mit den Vertretern der Militärstäbe der USA und Großbritanniens zum Austausch militärischer Informationen und zur Abstimmung gemeinsamer Schläge gegen den Feind. Auf der ersten Sitzung gab Antonow eine Information über die Lage an der sowjetisch-deutschen Front. Die Alliierten hatten zu jener Zeit, nach der Landung in der Normandie, endlich die zweite Front gebildet. Sie wurde Westfront genannt. Im Zusammenhang mit dem Durchbruch der faschistischen deutschen Truppen in den Ardennen entstand im Januar eine beunruhigende Situation. Churchill wandte sich an Stalin um Hilfe. Als Antwort auf diese Bitte beschloß das Kommando des Obersten Befehlshabers, den Lauf der Ereignisse zu beschleunigen. Trotz der Tatsache, daß sich die sowjetischen Truppen noch nicht vollständig auf den Übergang zur Offensive vorbereitet hatten (Plan ist Plan), begann sie dennoch am 12. Januar.

Antonow berichtete: „Drei Tage vor Eröffnung der Konferenz erreichten sowjetische Truppen in der zentralen strategischen Berliner Richtung im Raum Küstrin die Oder, nahmen das schlesische Industrierevier ein. In 18 Tagen legten sie unter Kämpfen über 500 km zurück. 45 deutsche Divisionen wurden zerschlagen. Die Wege, die die Gruppierung des Gegners in Ostpreußen mit den zentralen Gebieten Deutschlands verbanden, wurden abgeschnitten."

Die Information machte Eindruck. Die sowjetischen Truppen leisteten den Alliierten mit ihren Entlastungsoperationen große Hilfe. Roosevelt und Churchill hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Der sowjetische General teilte weiter mit, daß die Hitlerfaschisten bereits begonnen hätten, ihre Divisionen von der Westfront an die Ostfront zu verlegen. Die sowjetische Seite schlug vor, den Anfgriff der alliierten Truppen an der Westfront zu beschleunigen, jene Kolonnen und Transporte zu bombardieren, die von der Westfront an die Ostfront verlegt wurden, und es nicht zuzulassen, daß der Feind seine Kräfte aus Italien abziehen konnte.

Aufmerksam und mit immer größerem Interesse hörte Roosevelt den Vortrag Antonows. Churchill zog genußvoll an seiner Zigarre und wendete kein Auge von dem Redner ab. Obwohl die Übersetzung anschließend erfolgte – zuerst sprach der Redner und dann der Dolmetscher, damals gab es noch keine Kopfhörer und Kabinen für eine Simultanübersetzung – schaute Churchill die ganze Zeit über auf den sowjetischen General und nicht auf den Dolmetscher.

Es war auffällig, daß Roosevelt und Churchill nicht in gleicher Weise auf die Erklärungen Stalins reagierten. Roosevelt – ruhig und mit Verständnis und mit strengem Gesichtsausdruck, Churchill – mit dem Ausdruck schlecht verborgener Unzufriedenheit. Der englische Premier versuchte seine Gefühle nicht zu zeigen, doch seine Empfindungen gaben die Zigarren wieder. In Augenblicken der Spannung und Aufregung rauchte er bedeutend mehr als in einer ruhigen Situation. Die Menge der Kippen befand sich in direkter Abhängigkeit von der Atmosphäre, die auf dieser oder jener Sitzung herrschte. Alle bemerkten das, machten sich sogar hinter dem Rücken des Ministerpräsidenten darüber lustig.

Der Gerechtigkeit halber muß man bemerken, daß Stalin seine Sympathie für Roosevelt nicht verhehlte, was man von seinem Verhältnis zum englischen Premier nicht sagen konnte. Auf irgendeine Weise war das durch ein gewisses Mitgefühl für den kranken Roosevelt zu erklären. Ich jedoch und andere sowjetische Genossen waren überzeugt – und hatten auch Grund dazu –, daß der bekannte Unterschied in den politischen Positionen Roosevelts und Churchills eine wichtigere Rolle bei der Herausbildung eines solchen Verhältnisses spielte.

Cocktailparty im Liwadija-Palast

Stalin leitete die Arbeit der sowjetischen Delegation sicher. Diese Sicherheit übertrug sich auf uns alle, die wir bei der Konferenz mitarbeiteten, besonders auf jene, die sich am Verhandlungstisch befanden.

Der stellvertretende Außenminister der UdSSR, Andrej Gromyko, war 1946 gleichzeitig Ständiger sowjetischer Vertreter beim UNO-Sicherheitsrat in New York.

Trotz Zeitmangels fand Stalin dennoch die Möglichkeit für eine Arbeit innerhalb der Delegation, für Gespräche mit denjenigen, die nach seiner Meinung die zu erörternden Probleme beurteilen konnten und die beauftragt waren, die Kontakte zu den Mitgliedern der amerikanischen und englischen Delegation aufrechtzuerhalten.

Diese „inneren" Treffen waren der Teilnehmerzahl nach kleiner oder größer. Alles hing von den Umständen ab. Einmal veranstaltete Stalin so etwas ähnliches wie eine Cocktailparty – wie in den USA die Treffen in Räumlichkeiten genannt werden, aus denen man die Stühle entfernt, wo nur Tische aufgestellt sind, auf denen Getränke und Imbiß stehen. Auf diese Weise kann man von einem Teilnehmer zum anderen gehen und eine ungezwungene Unterhaltung führen.

Während dieses Treffens ging Stalin zu den einzelnen sowjetischen Genossen, um über diese oder jene Frage ein paar Worte zu wechseln. Er lief langsam, mit nachdenklichem Blick. Von Zeit zu Zeit wurde er lebhaft, scherzte sogar. Alle Anwesenden kannte er vom Sehen. Das war übrigens eine Besonderheit seiner Persönlichkeit, daß er sich an sehr viele Menschen erinnerte, ihren Namen nennen konnte und oft sogar wußte, wo und unter welchen Umständen er mit ihnen zusammengetroffen war. Diese seine Eigenschaft imponierte auch den Gesprächspartnern.

Stalin trat an mich heran und fragte interessiert: „Auf welche Schichten der Gesellschaft inner-

Andrej Gromyko, Staatsoberhaupt der UdSSR, stand fast ein halbes Jahrhundert im diplomatischen Dienst. Seine wichtigsten Stationen: Botschafter in den USA (1943 bis 1946), dann Ständiger UdSSR-Vertreter beim UNO-Sicherheitsrat, stellvertretender Außenminister, Botschafter in Großbritannien und seit 1957 Außenminister der Sowjetunion (bis 1985). Unlängst erschienen in Moskau die Erinnerungen von Andrej Gromyko, deren deutsche Übersetzung im Dietz Verlag Berlin vorbereitet wird. FREIE WELT bringt im Vorabdruck Auszüge über die Zeit von Jalta bis Potsdam.

halb des Landes stützt sich Roosevelt hauptsächlich?“
Ich sagte: „Der amerikanische Präsident verteidigt natürlich in erster Linie die Interessen seiner Klasse, der Bourgeoisie. Die Rechten leiten daraus die absurde Beschuldigung ab, daß er manchmal sogar mit dem Sozialismus sympathisiere. Dies ist ein propagandistischer Schachzug derer, die keine guten Beziehungen zwischen der UdSSR und den USA wollen und denen einige innenpolitische Maßnahmen der Roosevelt-Administration nicht gefallen. Diese Maßnahmen schränken in bestimmtem Maße die Interessen der großen Monopole ein.“ Danach machte ich eine Pause und ließ noch folgenden Satz fallen: „Roosevelt hat im Moment als Präsident keinen Konkurrenten. Er fühlt sich sicher.“
So wie ich das beurteilen konnte, richtete Stalin hauptsächlich auf diese Worte seine Aufmerksamkeit.
Stalin ging weiter, blieb bei anderen Mitgliedern unserer Delegation stehen, um auch ihnen Fragen zu stellen. Es war auffällig, daß er selbst wenig sprach, seinen Gesprächspartnern aber mit Interesse zuhörte, von einem zum anderen ging und auf diese Weise Meinungen kennenlernte. Mir schien, daß er selbst in dieser Form die Arbeit fortsetzte und sich auf die nächste Begegnung der „großen Drei“ vorbereitete.

Entschädigung für die Wirtschaft

Nicht in allen Fragen wurde damals in Jalta eine Übereinkunft erzielt. Eine davon – die deutschen Reparationen gegenüber der UdSSR – blieb ungeregelt. Mehr noch, die Positionen der Teilnehmer gingen in dieser Frage radikal auseinander.
Stalin und wir alle, die sowjetischen Vertreter, fragten uns, woran der amerikanische Präsident und besonders der englische Premier dachten, als diese Frage erörtert wurde. Ob sie wußten, daß selbst, wenn ein Abkommen über die Zahlung von 20 oder 30 Milliarden Dollar an die Sowjetunion erreicht worden wäre, dies auch damals nur die Entschädigung eines verschwindend kleinen Teiles der direkten Verluste bedeutet hätte, die das faschistische Deutschland unserem Lande zugefügt hatte. Später wurden die direkten Verluste auf 2600 Milliarden Rubel geschätzt. Ja, sie wußten das, waren sich darüber im klaren.
Doch zunächst hatten sich unsere Verbündeten eine andere Linie in dieser Frage ausgedacht und handelten entsprechend. Ihr Sinn bestand gerade darin, nicht zuzulassen, daß die im Krieg hart betroffene sowjetische Wirtschaft schnell wiederaufgebaut werden konnte.
Natürlich verhielt sich Roosevelt in dieser Frage vorsichtiger. Er war bereit, die Möglichkeit einer nicht sehr großen Entschädigung zu prüfen. Doch diese Entschädigung stellte sich ihm dem Umfang nach so dar, daß sie eher symbolische Bedeutung hatte.
Bei der Erörterung der Frage über die Reparationen sagte ein jeder der drei Delegationsleiter mehrmals seine Meinung auf der Konferenz. Am wenigsten sprach der amerikanische Präsident. Er gab eine Erklärung ab, die die bekannte Geste gegenüber der Sowjetunion enthielt, und nannte dennoch keine konkreten Zahlen, die hätten geprüft werden können. Roosevelt ging auch einer direkten Polemik mit Churchill aus dem Wege, und dieser wollte nicht einmal symbolische Anspielungen auf die Möglichkeit von Reparationen für die UdSSR machen.
Als sich die Positionen der Teilnehmer zu der erörterten Frage zu klären begannen, beugte sich Stalin zu mir und fragte leise: „Wie ist Roosevelt trotzdem zu verstehen, teilt er tatsächlich die Position Churchills nicht, oder ist das Taktik?“ Das war keine leichte Frage. Ich gab folgende Antwort: „Zwischen ihnen gibt es einen Unterschied, doch sollte man im Auge behalten, daß der Präsident überaus korrekt im Verhalten gegenüber dem Premierminister Englands ist. Unter Beachtung eben dieser Korrektheit hätte er Churchill auch etwas drängen können, was er jedoch nicht gemacht hat. Das ist wohl kaum ein Zufall.“ Meine Einschätzung ging offenbar nicht mit Stalins Meinung auseinander. Nachdem die Konferenzteilnehmer den Sitzungssaal schon verlassen hatten, erhob sich Stalin vom Stuhl und sagte leise, gewissermaßen für sich: „Es ist nicht ausgeschlossen, daß die USA und England die Rollen unter sich verteilt haben.“
In Potsdam bestätigte sich die Richtigkeit dieser Vermutung. Dort wollten weder die Engländer noch die Amerikaner die Frage nach Reparationen ernsthaft erörtern. In dieser gemeinsamen Haltung spiegelte sich das harte Herangehen Churchills wider, das er auf der Krim schon gezeigt hatte.

Der neue sowjetische Botschafter, Andrej Gromyko, macht sich am Morgen des 7. August 1952 auf den Weg zur englischen Königin, um im Buckingham-Palast sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen.

Deutsch: Adi Kodym, Fotos: Archiv

Fortsetzung im nächsten Heft

1

VOROLYMPISCHE SCHLAGLICHTER. Das ist die Namensgebung für eine Folge, in der FREIE WELT Großtaten beschreibt, die in letzter Zeit in einigen Sportarten vollbracht worden sind und für den olympischen Herbst '88 besondere Erwartungen geweckt haben. Denn vom 17. September bis zum 2. Oktober steigen die Olympischen Sommerspiele.
HEUTE: GEWICHTHEBEN.

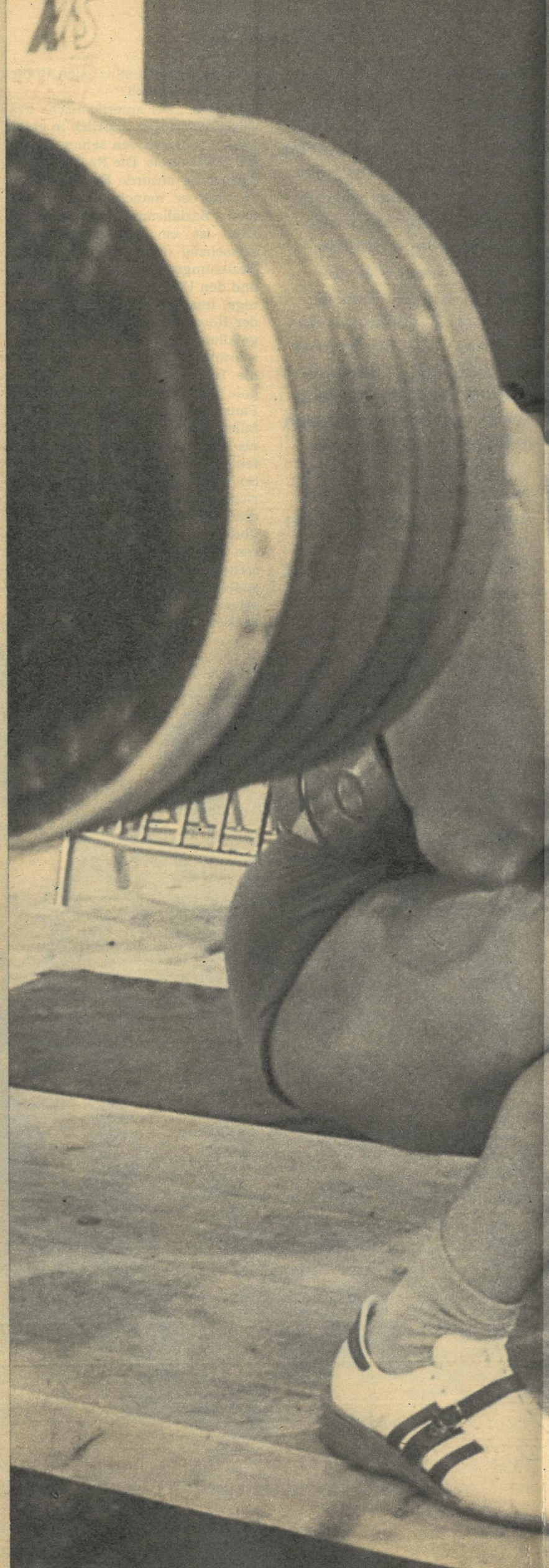
Mustermesse des Bizeps'

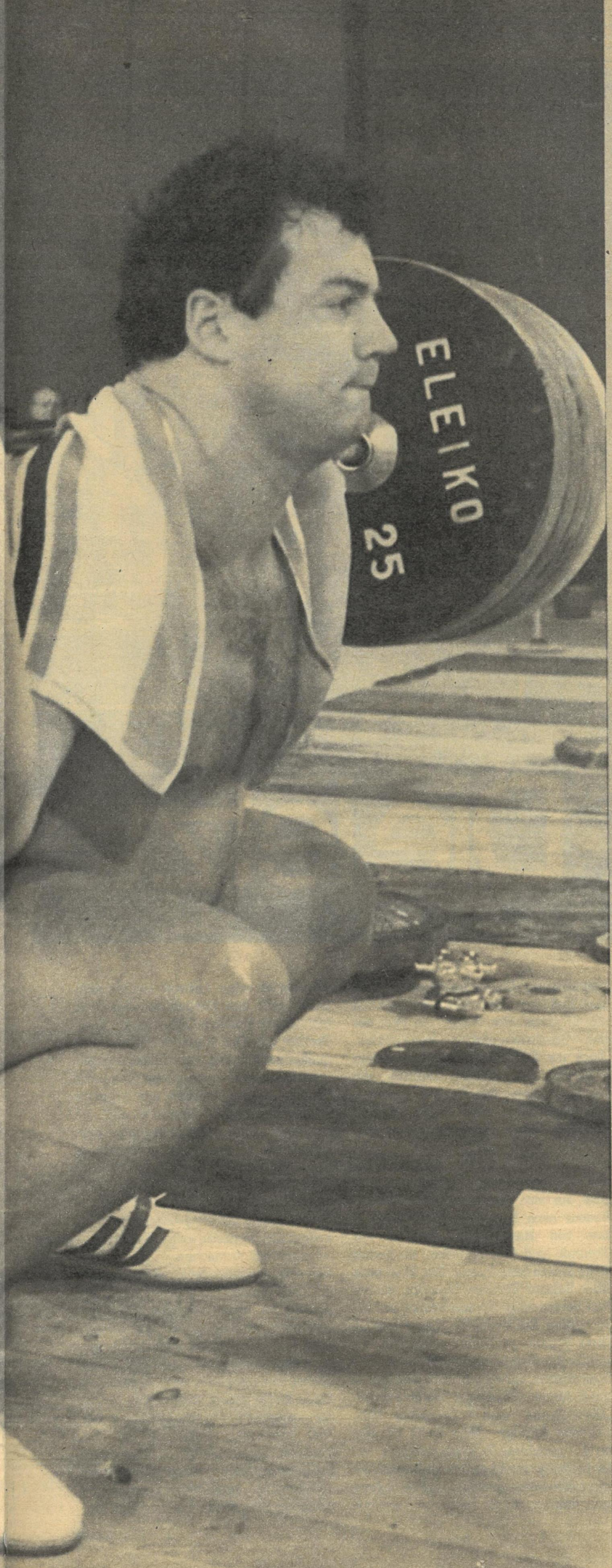
Die „Superschweren" sind unter den Gewichthebern zugleich die Stärksten. Bis zum heutigen Tag. Auch in Zukunft? Diese Frage ist berechtigt, seit es einen Juri Sacharewitsch gibt. In der Addition von Reißen (202,5 kg) und Stoßen (250,0 kg) wuchtete er im Zweikampf 452,5 kg über den Kopf und wurde Europameister '88. Obwohl er im 2. Schwergewicht startete, was heißt, daß er 110 kg Körpergewicht nicht überschreiten darf, schien es, als habe er seine Muskeln nicht bis zum Maximum angespannt. Würde die Konkurrenz den 25jährigen Mann aus Dimitrowgrad mal richtig fordern, könnte er die 20-kg-Differenz, die ihn derzeit noch vom führenden Duo in der Welt-Stärkstenliste (siehe Tabelle) trennt, gewiß noch um einige Pfunde verringern.
Sacharewitschs Ankündigung sollten deshalb die „Giganten der Heberbühne" nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ihnen droht, daß sie sich von einem in der Regel 40 Kilo weniger wiegenden 2. Schwergewichtler die Show stehlen lassen. „Nach Olympia werde ich in Australien an einem Turnier der Superschweren teilnehmen. Dabei schwebt mir vor, wenigstens Krastew zu bezwingen..."
Den Kraftakten des vermeintlichen Leichtgewichts sehen die „Dicken" keinesfalls tatenlos zu. Bei den letztjährigen Weltmeisterschaften in Bratislava boten sie ein noch nie dagewesenes Schauspiel. Der Fünftplazierte (Zubricky/ČSSR) schaffte mit 437,5 kg eine Leistung, die sonst immer für eine Medaille reichte. Die 460 kg des bulgarischen Bronzemedaillengewinners Krastew waren bisher stets Garant für den Sieg. Dafür genügten auch Taranenkos 467,5 kg nicht: Sein sowjetischer Landsmann Kurlowitsch ließ nämlich noch fünf Kilo mehr gutschreiben und markierte einen neuen Weltrekord im Zweikampf.

„Nun können die Superschweren von 500 Kilogramm träumen", jubilierte Föderations-Präsident Gottfried Schödl. Besonders schwärmte der Österreicher vom Sieger: „Kurlowitschs athletische Figur ist beeindruckend. So sollten in dieser höchsten Kategorie die Männer der Zukunft aussehen!" Im Vergleich zu Taranenko (144,6 kg), Zubricky (162,5 kg) oder Krastew (166,7 kg) nimmt er sich mit seinen 130 kg Körpergewicht tatsächlich wie ein Schmalhans aus. Körpergewicht allein macht eben noch keinen erstklassigen Gewichtheber. Für Sacharewitsch ein gutes Omen, für die Superschweren, die ab 110 kg Limit nach oben hin keinerlei Gewichtsprobleme haben, ein Hinweis, daß sie eigentlich noch längst nicht am Ende ihres Lateins sind.

Gerd Bonk – der erste Mensch der Welt, der (im Stoßen) 250 kg (5 Zentner) und dabei sogar 252,5 kg hob.

„Zu meiner Zeit waren 450 kg im Zweikampf so etwas wie der Traum aller Träume. Heute liebäugeln die Stärksten mit den zehn Zentnern, und ich glaube, daß 220 kg im Reißen und 280 kg im Stoßen keine Utopie sind. Man wird ihnen vielleicht schon bei Olympia näherkommen, was jedoch zuallererst denjenigen vorbehalten sein wird, die etwa so schwer sind wie ich damals, aber besser durchtrainiert, und auch wesentlich muskulöser wirken. Ich mag nämlich nicht ganz daran glauben, daß Männer mit der Herkulesstatur eines Alexander Kurlowitsch künftig den Ton angeben. 150 kg sehe ich als das ideale Körpergewicht an, um die immens hohen Lasten zu bewältigen. Gleichwohl wäre es vom ‚Superschweren' doch wohl zuviel verlangt, wie im Stoßen unterer Gewichtsklassen das Dreifache oder im Zweikampf das Fünffache ‚von sich selbst' zu heben."

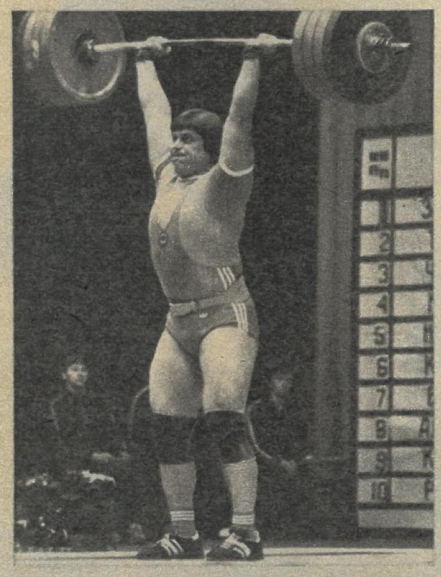




Wer hob im Zweikampf die höchste Lasten?

472,5 kg/SSG (207,5/265,0)	Leonid Taranenko (UdSSR)	1987
472,5 kg/SSG (212,5/260,0)	Alexander Kurlowitsch (UdSSR)	1987
467,5 kg/SSG (215,0/252,5)	Antoni Krastew (Bulgarien)	1987
465,0 kg/SSG (210,0/255,0)	Alexander Gunjaschew (UdSSR)	1984
465,0 kg/SSG (200,0/265,0)	Anatoli Pissarenko (UdSSR)	1984
455,0 kg/SSG (210,0/245,0)	Jewgeni Sypko (UdSSR)	1988
452,5 kg/SSG (210,0/242,5)	Alexander Lewandowski (UdSSR)	1987
452,5 kg/2. S (202,5/250,0)	Juri Sacharewitsch (UdSSR)	1988
450,0 kg/SSG (190,0/260,0)	Sergej Martschuk (UdSSR)	1982
450,0 kg/SSG (195,0/260,0)	Manfred Nerlinger (BRD)	1987
445,0 kg/2. S. (195,0/250,0)	Stefan Botew (Bulgarien)	1988
445,0 kg/SSG (200,0/245,0)	Sergej Nagirni (UdSSR)	1988

(SSG = Superschwergewicht/ab 110 kg; 2. S. = 2. Schwergewicht/bis 110 kg; Zahlen in Klammern: zuerst Reißen, dann Stoßen).



Modellathlet Alexander Kurlowitsch (links). Superschwergewichts-Weltmeister, mit 472,5 kg offizieller „absoluter" Weltrekordler im Zweikampf.

Leonid Taranenko (rechts). Mit 265,6 kg „absoluter" Weltrekordler im Stoßen, wo in zwei Phasen (Umsetzen auf die Brust/Ausstoßen) die höchste Last bewältigt wird.

Antoni Krastew (links). Mit 216,0 kg „absoluter" Weltrekordler im Reißen, der technisch schwierigeren Disziplin (vom Boden bis zur Hochstrecke e i n e Zugbewegung).

SPLITTER

● Den olympischen Zweikampf (Reißen/Stoßen) gibt es seit 1973. Zuvor wurde ein Dreikampf (seit 1928/Drücken, Reißen, Stoßen) ausgetragen. Die Disziplin Drücken strich man, weil es keine einheitlichen Auffassungen für die Beurteilung der exakten Bewegungsausführung gab.

● Wassili Alexejew (UdSSR) ist mit 79 Höchstleistungen Weltrekord-Spitzenreiter. Er hob 1970 als erster im Dreikampf 600 kg. 1977 riß er in Las Vegas mit dem linken Arm 100 kg (2 Zentner).

● Mit 173 kg brachte Leonid Shabotinski (UdSSR) unter den berühmten Superschwergewichtlern das größte Körpergewicht auf die Waage. Ihm folgten Krastew (Bulgarien/166,7), Anderson (USA/164,5) und Alexejew (162,7).

● Stefan Topurow (Bulgarien) erreichte mit 180 kg im Stoßen als erster das Dreifache seines eigenen Körpergewichts (59,8 kg). Sein Landsmann Janko Russew (67,5 kg) kam als erster mit 342,5 kg auf das Fünffache im Zweikampf.

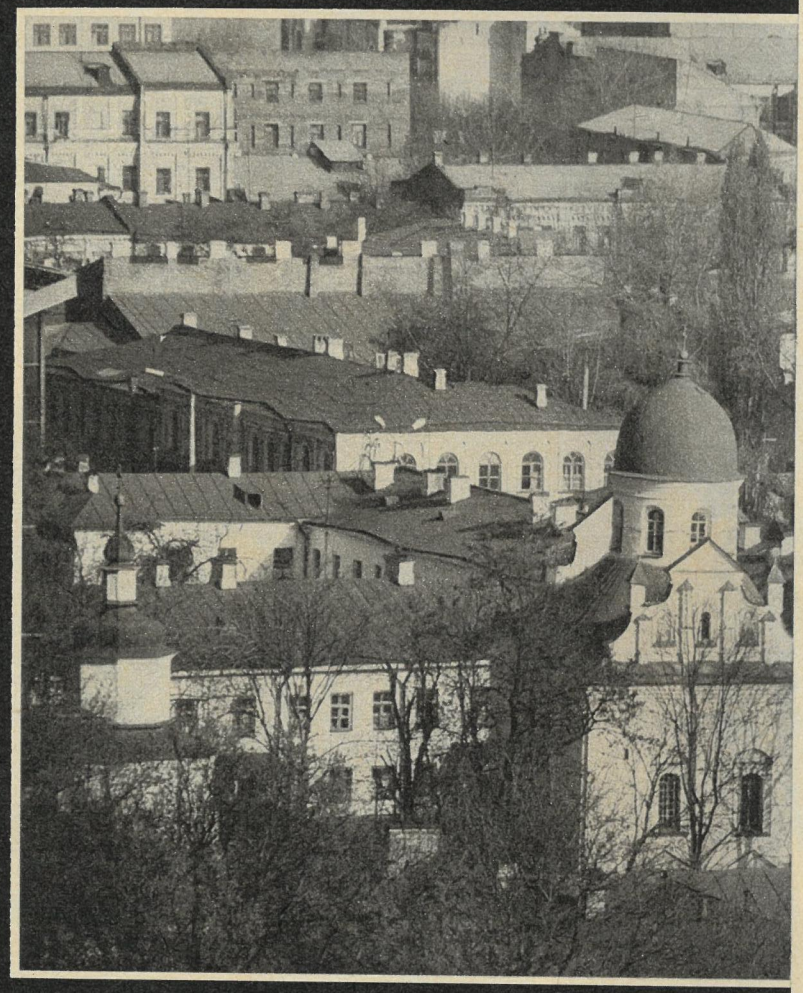
● Der Däne Viggo Jensen (1874–1930) war 1896 in Athen der erste Gewichtheber-Olympiasieger. Er stemmte mit beiden Armen 111,5 kg und gewann vor dem ebenso guten Briten Launceston, weil er „einen besseren Stil" demonstrierte.

● Die internationale Föderation erkennt Weltrekorde nur an, wenn sie bei Olympia, Welt- und Europameisterschaften oder im Weltcup erzielt werden. Deshalb ist Leonid Taranenko (472,5) kein Weltrekordler – er hob die Last „nur" bei den UdSSR-Meisterschaften.

● Bei gleicher Leistung entscheidet das geringere Körpergewicht. Ein erinnerungswürdiges Bespiel: Melbourne 1956. Der für unschlagbar gehaltene und von seinem Eigengewicht unüberbietbare „Kran aus Tennessee", Paul Anderson, gewann nur, weil er just an diesem Tag 5,6 kg weniger wog als der Argentinier Selvetti.

Fotos: Peter Frenkel, TASS/Semenow, Frank Wegner, Klaus Oberst. Texte: Gunnar Meinhardt.
Statistik: Ronald Schütze, Redaktion: Hans-Richard Vollbrecht

Evelina von Hanska



Die letzte

Immerhin ist die Begegnung mit Honoré de Balzac im Podol von Kiew für mich unvermutet. Wer wäre auch nicht überrascht, den bis heute nicht abgedankten König des europäischen Romans auf dem Detinez zu treffen, der alten Fürstenstadt, von der herab man einen schönen Blick auf die alte City hat? Im Podol kaufte er seiner Herz-Dame, einer polnisch-ukrainischen Gutsbesitzerin, bunte Tücher und teuren Schmuck, obwohl er selbst bis an den Hals in Schulden steckte. Hier fuhr er in der Equipage des Barons von Hanski spazieren. In seiner ruhelosen illusionären Jagd nach Glück und Geld geriet der Dichter der „Verlorenen Illusionen", ähnlich wie sein Held Lucien de Rubempré, in den Bann einer schönen, geheimnisvollen Frau. Er, der die Sache der Frauenemanzipation schon zu einer Zeit betrieben, als sie in den Augen der Gesellschaft noch als eine verrückte Laune überkandidelter Weiber galt, konnte lange nicht daran glauben, daß die Frauen ihn mochten. Er ist ja kein Adonis, auf einem plumpen Rumpf ein dicker Hals, ein ewig gerötetes fleischiges Gesicht, das sind keine Empfehlungen. Aber die Frauen dachten und empfanden anders: „Welche Augen, welch ein Geist wohnt in diesem kraftstrotzenden Leib. Oh, diese Maßlosigkeit der Phantasie..." so sprach die Marquise de Castries und lud ihn zu einem Tête-à-tête in Paris. An jenem Oktobertag des Jahres 1831, das Billett der Marquise in der Hand, übersieht er unter den vielen schmachtenden Frauenbriefen einen, der ist von weit her aus der Ukraine. Vor Glückseligkeit blind eilt er zum Rendezvous. Doch die Marquise braucht nur einen Kitzel, nicht mehr, sie spielt mit dem glühenden Verehrer reicher Aristokratinnen. Erst jetzt fällt ein Auge auf den ukrainischen Brief – er ist berauscht, eine adelsstolze Dame schreibt ihm Elogen und unterzeichnet mit L'Êtrangère, Die Fremde.

Szenenwechsel. Ein Schloß in Wolhynien. Es gehört dem Herrn von Hanski, der, etwa fünfzigjährig, hier mit seiner um zwanzig Jahre jüngeren Frau Eva abgeschieden lebt. Evelina, Komtesse Rzewuska, ist gebildet, spricht fünf Sprachen, von westeuropäischer Kultur durchdrungen. Zusammen besitzen sie einige Millionen. Sie arbeiten nicht. Sie langweilen sich. Ihr Besitztum Wierzchownia liegt abseits vom Wege im Gebiet Shitomir. Einmal im Jahr fährt man zum Ball nach Kiew. Alle acht Tage holt ein Schlitten oder Wagen die Post aus der Provinzhauptstadt Berditschew. Auch die Zeitschriften der westlichen Welt, die französischen Journale, die neuen Bücher. Die Pariser Gazetten sind neuerdings voll von Balzacs Kolportageromanen, aber immer öfter gibt es auch hinreißende Geschichten, in denen der große Franzose das Schicksal von Frauen erzählt. Evelina hat eine Idee, sie wird diesem berühmten Troubadour nach Paris schreiben. Wenzeslaw von Hanski, die Familie, die Freunde sind sehr amüsiert, sie finden Evas Einfall bezaubernd. Der Brief geht über Balzacs Verleger Gosselin. Natürlich verschweigt die vorsichtige, auf ihren guten Ruf bedachte Dame sowohl ihren Namen, als auch ihre Adresse. Er möche ihr doch bitteschön in einem Zeitungsinserat antworten. Und wirklich – am 8. Januar 1833 findet Eva im Pariser „Quotidienne" vom 9. Dezember 1832 folgende Anzeige: „Herr de B. hat die an ihn gerichtete Sendung erhalten. Er ist heute in der Lage, sie zu bestätigen mit Hilfe dieses Journals, und er bedauert, daß er nicht weiß, an welche Adresse er seine Antwort richten soll: Sofort teilt ihm Evelina die Anschrift der schweizerischen Gouvernante ihrer Tochter mit. Der Mann, der seine überquellende Phantasie des Nachts diszipliniert, um sie in unsterbliche Geschichten zu bannen, schreibt am Tage törichte flammende Hymnen auf die Schönheit. Und natürlich brennt er darauf als Mann, dessen Pubertät, wie er sagt, übermäßig verlängert wurde durch Arbeit, die Schönheit leibhaftig zu bewundern. Evas Eitelkeit und Neugierde ist aufs äußerste angestachelt. Es gelingt ihr, Wenzeslaw eine Europareise schmackhaft zu machen.

Schweiz, französische Grenze, Neuchâtel 1833. Balzac, in phantastische Geschäfte, in noch phantastischere Geschichten verstrickt, rast im königlichen Vierspänner zum Stelldichein. Auf der Kurpromenade arrangiert sich höchst zwanglos eine erste Begegnung. Beide sind erstaunt, schockiert – er von der erotischen Ausstrahlung der zur Fülle neigenden Gräfin, sie über den Kontrast von leiblicher und geistiger Erscheinung. Seine Augen sind die eines Korsaren, seine Worte funkeln und betäuben ihre Sinne. Er nennt sie sei-

Blick auf den Podol von Kiew

Illusion

Honoré de Balzac 1799–1850

nen Polarstern. Dennoch geht sie auf Distanz. Er ist vernünftig genug, Rücksicht auf die Anwesenheit Wenzeslaws zu nehmen. Wieder in Paris, schuftend, waghalsige Geschäfte machend, Pläne schmiedend, fiebert er dem nächsten Aug in Aug entgegen. Im Dezember trifft er die äußerst vergnügte Reisegesellschaft aus dem langweiligen Wierzchownia in Genf. Keine Kosten, keine neuen Schulden scheuend, eilt der feurige Tourrainer an den Lac Léman, logiert im Hotel de l'Arc, greift an. Vier Wochen berennt er die Festung. Dann fällt sie im gegenseitigen Sturm der Leidenschaft. Triumphierend schreibt er in sein Tagebuch: „Sie ist mein!" Schmerzhaft kurz ist die Siegesfeier. Die literarische Fron, die unbezahlten Rechnungen und neue riskante Unternehmen warten in Paris. Währenddessen fahren die Hanskis ins Land, wo die Zitronen blühen. Wieder in Wien, ist auch Balzac zur Stelle. Er spielt den Alleinunterhalter, den Salonlöwen, er ist wie eine rollende Kugel, sie nennt ihn ihren Bilboquet.

Als die Hanskis nach Hause fahren, steigt Balzac in sein Joch. Keiner ahnt, daß sie sich sieben Jahre nicht mehr sehen werden. Was für eine Zeit. Für den Dichter bedeutet sie Schwerstarbeit, Spekulationen, gescheiterte Geschäfte, erotische Abenteuer, Narreteien und und Phantasien. Leuchtend das Fresko der Comédie humaine, die nächtliche Passion eines unerbittlichen Gestaltungswillens. In den sieben fetten Jahren seiner Sklaverei betäubt er das liebeskranke Herz mit Meisterwerken, an ihrer Spitze „Die verlorenen Illusionen". In acht Nächten, unter Strömen von Kaffee und dem Druck der Gläubiger preßt das Genie sich das Bekenntnis ab, daß der Dichter nur seiner Aufgabe dient, wenn er nicht nach raschem Erfolg, nach Geld und Geltung strebt. Und doch nährt er den Traum, die millionenschwere Eva heimzuführen und die zwei Seiten der Medaille des Glücks, Liebe und Reichtum auf sich zu vereinen. Da – eines Morgens, er ist nun 43 Jahre alt, erreicht ihn die Nachricht vom Tod des Herrn von Hanski. Sein Polarstern ist frei und Alleinerbin eines großen Vermögens. Alles auf eine Karte setzend, hält er um ihre Hand an. Eva aber vertröstet ihn, Jahr für Jahr. Sie treffen sich in Petersburg, in Dresden, in Paris. Sie reisen zusammen in seine Heimatstadt Tours, nach Baden-Baden, nach Italien. Er drängt, weiß er, daß er nicht mehr viel Zeit hat? Endlich entläßt sie ihn mit dem Versprechen, ihn zu heiraten, sobald sie ihre Tochter unter die Haube gebracht hat. Doch als die Komtesse Anna sich mit dem Grafen Mniszech vermählt, macht Eva neue Ausflüchte und schickt den Verzweifelten nach Paris zurück. Erst im Oktober 1847, nach 12 verlorenen Minnejahren erhält Balzac schließlich die Erlaubnis, Wierzchownia zu besuchen. Frau von Hanska führt ihren Dichter stolz durch die Salons des russischen Adels. Aber auch jetzt ist sie nicht bereit, ihr Jawort zu geben. Nach vier ergebnislosen Monaten reist er ab. Es ist inzwischen 1848, die Februarrevolution hat den Bürgerkönig Louis Philippe hinweggefegt, die Konterrevolution kürt den zukünftigen Kaiser Napoleon III. zum Präsidenten. Balzac stürzt sich in die Politik, für das große Geld, für Adel und Monarchie. Wenn aber der Abend kommt und der Kaffee brodelt, arbeitet er an der Entlarvung dessen, was er tagsüber vertritt. Und er zieht Bilanz: In sieben Jahren 30 Romane, 74 in zwanzig Jahren, davon ein Drittel noch heute aufregend, wirksam und wahrhaftig wie Shakespeare auf dem Theater. Jetzt läßt er die Feder sinken. Ruhe braucht sein erschöpftes Hirn. Der Polarstern leuchtet. Er reist zu Eva. Über ein Jahr lebt er wie ein ukrainischer Gutsbesitzer. Er genießt die Liebe und die goldene Flut des Weizens, dessen Ernte er schon überschlägt. Aber plötzlich streikt seine Natur, Herz, Kreislauf, die Nerven versagen, wahrscheinlich ist Diabetes im Spiel. Da endlich, erschreckt oder erleichtert?, entscheidet sich Eva, ihrem Franzosen vor den Traualtar zu folgen. In der Pfarrkirche Sankta Barbara von Berditschew heiraten Evelina von Hanska und Honoré de Balzac am 14. März 1850. Der schwerkranke, doch schließlich nach 16 Jahren siegreiche Troubadour d'amour führt seine üppige, hochatmige Gutsherrin im Triumph nach Paris. Dort aber wartet der Tod auf ihn, am 18. August 1850 um 23.30 Uhr. Illusions perdu!

Helmut Zemke

Foto: Volkmar Billeb, Zeichnungen: Bernhard Kluge

Und Gigantona tanzt

... auf einem Wandbild, das Olga Maradiaga aus Nikaragua in einer Berliner Schule malte.

Ein Volksfest wird gefeiert; das Fest der Jungfrau Maria. Von links kommt eine überdimensionale Puppe ins Geschehen, die Gigantona. Unter dem Körper aus Holz, Watte, Hanf, Draht, mit einem kostbar glänzenden Gewand, läuft ein Mann. Er läßt die etwa drei Meter hohe Puppe tanzen. Neben Gigantona posiert ein verkleidetes neunjähriges Kind als Zwerg Dickkopf. Vorbei an den mit Altären geschmückten Häusern bewegt sich unter rhythmischem Trommelklang der Zug vermummter Gestalten. Hinter der Gigantona tanzen die Menschen fröhlich und ausgelassen, und um die zwölfte Stunde wird ein Feuerwerk abgebrannt.

Unter den Tanzenden ist bei dem alljährlich am 8. Dezember stattfindenden Fest in ihrer Stadt León auch Olga Maradiaga. Heute steht sie vor der von ihr gemalten Szene in der 20. Oberschule Berlin-Biesdorf und wird von den Schülern mit Blumen überschüttet. Feierliche Einweihung des Bildes (an dem noch einige Details fehlen) im Foyer des Schulhauses. Es ist dies ein besonderer Tag: Schüler, Lehrer, Gäste gedenken des Geburtstages von Carlos Fonseca, FSLN-Mitbegründer und Generalsekretär, dessen Namen die 20. Oberschule trägt. Carlos Fonseca fiel 1976 bei einem Angriff der Contras; das Volk von Nikaragua verehrt seinen Comandante...

Olga, wie Lehrer und Schüler die Malerin liebevoll nennen, erklärt nach der feierlichen Zeremonie den Inhalt des Bildes. Aufmerksam lauschen die Zuhörer, als sie von den zahlreichen Vorbereitungen erzählt, an denen alle Menschen teilhaben wollen. Es ist ein Fest, tief verwurzelt in religiösen Traditionen, das vor und nach dem Sieg der Revolution eine große, politische Bedeutung erhielt. „Die Gigantona war immer kämpferisch. Vor dem Sieg ist sie auf die Straße gegangen, um gegen Somoza und seine mordende Guardia zu protestieren. Mit der Gigantona wurden Tausende Menschen zu Protestmärschen mobilisiert. Als die Revolution siegte, zog das Volk mit der Gigantona auf die Straße und feierte dieses Ereignis." An einer Häuserwand auf dem lebensprallen Bild lesen wir die Losung: Vote por F.S.L.N. – wählt die FSLN...

Das Wichtigste, was ihr Volk habe, sei sein revolutionäres Bewußtsein, sagt die Malerin. „Die Contras haben uns viel angetan, aber wir müssen mit ihnen reden, um dem Land endlich den Frieden zu geben – ich sehne mich sehr nach Frieden..."

Ihr Ältester, achtzehn Jahre alt, ist wenige Tage vor ihrer Reise in die DDR von Banditen ermordet worden. Der jüngere Sohn ging unter die sandinistischen Kämpfer. Olgas Mann arbeitet ebenfalls im Auftrag der Revolutionären Regierung. Und sie selbst malt hingebungsvoll

Sie verstehen einander prächtig: die Malerin aus Nikaragua und die Dolmetscherin aus Kuba

Olga Maradiaga: „Mit der Gigantona wurden Tausende Menschen zu Protestmärschen mobilisiert."

Olgas religiöse Gefühle sind von langer Familientradition geprägt – ihre Taten für die Revolution kamen im Laufe des Lebens dazu.
Olga Maradiaga ist zum ersten Mal in einem sozialistischen Land. Freundschaftlich in die Mitte genommen, fiel ihr das Einleben dennoch schwer. Beinahe zärtlich erzählt sie von den Küchenfrauen der Schule, die sich sehr um ihr Wohl sorgten, dem hilfreichen Direktor, den erfahrenen Künstlerkollegen. Gemeinsam mit dem Grafiker Skip Pahler gestaltet sie gleichzeitig ein großes Giebel-Wandbild. Im Mittelpunkt das Porträt von Carlos Fonseca…
Solidarität in unserem Land – sie hat unzählige Farben. Jeannine Richter und Holger Dauert, FDJ-Sekretärin und Kunsterzieher, wissen Interessantes von ihren Aktionen für eine Patenschule in Managua zu berichten. Ob es um Bleistifte, Nähmaschinen, Spielzeug ging – jeder Schüler hier weiß bei Sammlungen für Nikaragua, wofür er sich engagiert. Wenn Olga in ihre Heimat zurückkehrt, will sie die Patenschule dort aufsuchen und von ihren Erlebnissen erzählen. Ihr farbenprächtiges Bild in naiver Malweise wird noch nach vielen Jahren die Biesdorfer Schüler erfreuen, wird Diskussionen auslösen und Entdeckerfreude…

Inge Karl

Fotos: Nina Rücker (2), Volker Hohlfeld

Bilder, die friedliches Leben besingen und auf Ausstellungen in aller Welt gezeigt werden. Daß sie, die Hausfrau, 1980 in León ein eineinhalbjähriges Studium an einer gerade gegründeten Malschule aufnehmen konnte, ist glücklicher Zufall. Bei der Abschlußausstellung fiel die talentierte Olga dem Priester und nikaraguanischen Kulturminister und einstigem Begründer der Malschule von Solentiname auf. Er verfolgte seither ihren künstlerischen Weg, regte sie vor allem zu Kreativität an. „Male, was du liebst und erlebst". Das tat sie auch hier in Biesdorf.
Aber das Malen ist nur ein Teil ihres Lebens – im Komitee für Verteidigung der Sandinistischen Revolution ist Olga Maradiaga ein wichtiger Koordinator. Und außerdem organisiert die überzeugte Christin in León Volksfeste wie dieses zu Ehren der Jungfrau Maria.

Jedes Detail wird begutachtet. Das phantasievolle Bild regt zum Fragen und Nachdenken an.

Täter-Opfer-Beziehungen und ihre Bewertung sind ein unerschöpflicher Gegenstand psychologischer Kriminalliteratur. Unter dem Titel „Der Prozeß des Fähnrichs Jelagin" stellte der Verlag Das Neue Berlin eine Auswahl russischer Erzählungen dieses Genres zusammen, aus der wir „Die Pension" vorstellen.

Alexander Grin

Die Pension

Sie war eines von den vielen Kleinstadtmädchen, die kaum auffallen. Ich glaube, sie wollte an irgendeiner Fakultät mit dem Studium beginnen, und da sie kurz vor den Aufnahmeprüfungen stand, wurde sie vorläufig noch von ihren Eltern unterstützt. Sie besuchte häufig das Theater und machte die Bekanntschaft junger Männer. Sie wohnte im zweiten Stock der Pension, ihr Zimmer lag dem meinen direkt gegenüber. Wenn sie fortging, ließ sie oft die Tür offenstehen, und so gewann ich durch manchen flüchtigen Blick, Stück für Stück und zu den verschiedensten Tageszeiten, einen Eindruck von der Umgebung, in der sie lebte. Die Einrichtung des Zimmers bestand aus zwei Polstersesseln, einem hohen Spiegel, einem Schreibtisch und einem sauberen Mädchenbett. Hier und da hingen an den Wänden kleine Blumenbildchen, Frauenporträts und Steppenlandschaften. Unter dem Bett konnte man die Lederriemen eines Koffers sehen, vor dem Spiegel standen Puderdöschen, Parfümflakons und eine Kerze.

Zuweilen traf ich das Mädchen auf dem Gang. Sie hatte ein frisches Gesicht, geschwungene Brauen, leuchtende braune Augen, dunkles Haar und einen ausdrucksvollen Mund. Ihre Gestalt war eher klein, ihr Schritt rasch, ihre Bewegungen waren selbstsicher. Ich schätzte das Mädchen auf höchstens zwanzig Jahre.

Mir waren alle Frauen völlig gleichgültig, aber für dieses Mädchen begann ich mich eines Tages brennend zu interessieren – an dem Tag nämlich, als das Zimmermädchen morgens die Tür öffnete und es ermordet auffand. Im Rükken des Mädchens steckte ein Federmesser. Es lag auf der Seite, dem Spiegel zugekehrt, und in ihrem Gesicht war ein Ausdruck von Scham, Grauen und angstvollem Flehen erstarrt.

II

Sehr bald hatte sich auf dem Gang eine lärmende Menschenmenge versammelt, und ich machte die Bekanntschaft dreier sehr erregter Herren. Bei solchen Gelegenheiten kommt man einander rasch näher, denn die gemeinsame Aufregung führt zu einem gesteigerten Mitteilungsbedürfnis. Der eine meiner neuen Bekannten war ein General a. D., der hier seine Rentenangelegenheiten ordnen wollte. Der zweite stellte sich als Direktor einer Tabakfabrik vor, und der dritte hatte, soweit ich verstand, Architektur studiert.

Zuerst fielen ein paar kurze Bemerkungen, etwa der Art, daß ein solcher Mord eine gemeine und erschütternde Untat sei und daß der Mörder so bald wie möglich hinter Gitter müsse. Dann beanspruchte der General unsere Aufmerksamkeit für eine lange autoritäre Rede. Offensichtlich war er nicht im Stande, sich auf eine verwickelte Frage zu konzentrieren, und ehe ich seinen Gedankensprüngen folgen konnte, war er bereits beim modernen Erziehungssystem angelangt.

Wenn er auch alles mögliche daherschwätzte, so drückte sein Ton doch starke Anteilnahme aus. Er versuchte sich in die Lage des Opfers zu versetzen, und seine Seele zog sich bei dieser Vorstellung schmerzlich zusammen. Der Tabakexperte zündete sich mit zitternden Fingern eine Zigarette nach der anderen an und vermied es ängstlich, zu der Toten hinzuschauen. Der Architekt ließ seine Blicke gedankenverloren über die Anwesenden wandern. Er hatte als erster das Zimmer der Ermordeten betreten, und jetzt stand er sicherlich im Bann vielfältiger Eindrücke, die ihr tragischer Tod bei ihm hervorgerufen haben mochte.

Wir bildeten einen Kern, um den sich bald die anderen, ebenso tieferregten Leute gruppierten. Wir rauchten und debattierten und standen in dem schmalen Gang den Angestellen und den Polizisten im Weg, die an dem Mordzimmer vorüberhasteten, in dem sich jetzt der Untersuchungsrichter eingeschlossen hatte. Deshalb schlug ich vor, in mein Zimmer hinüberzugehen, wo wir uns in Ruhe unterhalten könnten.

III

Als mein letzter Gast seinen Platz bei der Tür gefunden hatte, begannen alle auf einmal zu reden, zu gestikulieren – und dann verstummten sie ebenso unvermittelt, wahrscheinlich aus dem plötzlich erwachten Bedürfnis, sich umzuschauen und festzustellen, mit wem sie eigentlich die Ehre hatten. Der Eindruck schien allgemein befriedigend zu sein, denn das Gespräch begann wieder munter dahinzufließen. Eine kleine, schnurrbärtige Dame verkündete mit bebender Stimme: „Stellen Sie sich vor, was für ein tragischer Zusammenhang! Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen. Auf dem Hof heulte ein Hund! Ach, war das schrecklich! Ich mußte meinen Mann wecken. Er wäre gern mit mir bis zum Morgen geblieben, aber der Doktor hat ihm jede Aufregung verboten. Ich saß im Bett und lauschte. Vielleicht war es sogar eine Hyäne, ein Hund konnte es nicht sein. So heulte es, so schrecklich heulte es!"

In der Ecke steckten drei oder vier meiner Gäste die Köpfe zusammen und verhandelten eifrig über die Strafe, die nach ihrer Meinung dem Mörder auferlegt werden müsse. Ein gereizter, zerzauster Jüngling schwenkte heftig mit den Armen und erklärte, dem Mörder solle bei lebendigem Leib die Haut abgezogen und sein Körper gesalzen werden. Dieses radikale Verlangen stieß bei einigen Gästen auf Widerspruch, aber alle ohne Ausnahme, ich inbegriffen, waren mindestens für Zwangsarbeit.

Aus allen Ecken flogen Satzfetzen zu mir herüber, als würden sie aus zerrissenen Zeitungen vorgelesen:

„Zeigt mir den Mörder, und..."

„Irgendein Wahnsinniger, ein Verkommener!"

„Ein zynischer Verbrecher, ohne Erbarmen für das unschuldige Mädchen, hat sich auf sie gestürzt, geil wie ein Gorilla, und deshalb..."

„Sie haben ihn nicht gefunden, aber sicherlich finden sie ihn noch..."

„Aber es gibt weder Beweise noch Spuren. Im Gegenteil..."

„Meine Herrschaften", rief der General, „ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich bin bis in die Tiefe meiner Seele erschüttert. So ein junges Mädchen! So ein liebes, unschuldiges Ding! Wie weit haben wir es gebracht, wohin soll das noch führen! Ich würde es ihm schon zeigen, diesem Elenden! Was? Meinen Sie nicht? Verdient so ein Unmensch Erbarmen? Den Strick, sage ich! Was? Den Strick, meine geehrten Herren! Vor unseren Augen, was?"

Und alle Anwesenden waren augenblicklich für den Vorschlag Seiner Exzellenz, und das mit einer Leidenschaft, wie sie nur von aufgewühltesten Empfindungen erzeugt wird.

IV

Als ich einmal zufällig zur Seite blickte, sah ich den Architekten. Er wollte offenbar etwas erklären, denn er öffnete mehrmals den Mund, aber weil er nicht damit rechnen konnte, Gehör zu finden, schloß er ihn wieder. Er hatte das längliche Profil eines Assyrers und Augen von orientalischem Schnitt. Endlich gelang es ihm doch, zu Worte zu kommen. Er sagte: „Selbstverständlich verdient der Mörder keine Milde, sondern eine angemessene Strafe. Ich bin der erste, der den Stein auf ihn wirft. Aber ich möchte gern den Fall rekonstruieren, eine psychologische Skizze des Verbrechers zeichnen, des Verbrechers, der zwar entkommen ist, aber zweifellos nur für kurze Zeit. Ich selbst habe das Mädchen ab und zu auf dem Gang getroffen und ein paar bedeutungslose Worte mit ihr gewechselt. Der Eindruck, den ich danach von ihr hatte, war folgender: ein beschränktes, leichtlebiges Mädchen, ziemlich kokett, etwas raubgierig. Sie ist leer und oberflächlich, liebt Aufmachung, Bequemlichkeit, Vergnügen. Meine Beobachtungen – so scheint mir – wurden bestätigt, als ich, mit unter den ersten, die die Rufe des Zimmermädchens hörten, herbeieilte und das Gesicht der Toten aufmerksam betrachtete. Es war vom Tode unwesentlich entstellt, aber es vermochte dem Porträt, das ich eben entwarf, nichts Neues hinzuzufügen. Nein, alles gab mir recht: die leicht aufgebogene Nase, die kurze Oberlippe, die starke Unterlippe, zweifellos ein sinnlicher Mund, das zarte Kinn, das einen wankelmütigen, unbeständigen Charakter verriet, schließlich die kleinen, vollen Hände, die launisch geschwungenen Brauen – das alles sprach dafür, daß ich eine Frau vor mir hatte, die mit Vergnügen den Männern den Kopf verdrehte. Selbst wenn man nur flüchtig hinschaute, erkannte man aus diesem Gesicht die haltlose, leidenschaftliche Natur der Toten. Unter den Lehrbüchern auf dem Schreibtisch befanden sich zum Beispiel ein Roman von Jules Verne, eine russische Übersetzung der Bibel und einige zynische moderne Romane. Sie pflegte ihr Äußeres in übertriebenem Maße. Davon zeugen die verschiedenen Parfüms, der Gesichtsmassageapparat, alle möglichen Bürstchen, Necessaires und wer weiß was noch. Ich glaube, man kann ohne weiteres annehmen, daß dieses Mädchen sehr viele Männer kannte, und der Pförtner bestätigte auch, daß sie Besuche von Studenten, Offizieren und anderen jungen Leuten empfing, die sie im Theater beim Tanz, bei den verschiedensten Abendgesellschaften und bei ähnlichen Gele-

Illustration: Tatjana Neljubina

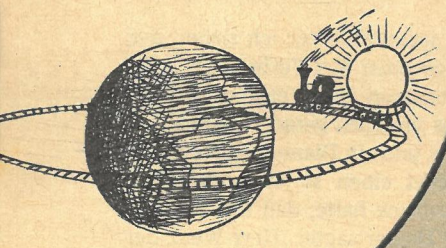
genheiten kenngelernt hatte."
Der Redner sprach flüssig, gestikulierte wenig und hielt nur gelegentlich kurz inne, um einen unpassenden Ausdruck zu vermeiden. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer war aufs äußerste gespannt. Ich folgte seinen Ausführungen fast mit Genuß.
Er fuhr fort: „Nun erlaube ich mir, die Umstände zu schildern, unter denen der Mord entdeckt wurde. Das Zimmermädchen klopfte an, um einen Brief abzugeben, den der Briefträger gebracht hatte. Als sie keine Antwort bekam, klopfte sie lauter, denn sie wußte, daß das Mädchen zu Hause sein mußte. Da wurde der Hoteldiener aufmerksam. Beide begannen mit Fäusten gegen die Tür zu hämmern; schließlich schickten sie nach einem Schlosser.
Wie Sie wissen, liegt kein Raubmord vor. Man kann eigentlich nur unglückliche Liebe als Tatmotiv vermuten. Die Pension, in der wir wohnen, ist recht groß, und es gibt verhältnismäßig wenig Personal, so daß die Zimmermädchen nicht immer mit Sicherheit wissen können, ob ein Gast zu Hause ist oder nicht. Eine Kontrolle über eventuelle Besucher ist schon gar nicht möglich. Der Polizeiarzt stellte heute fest, daß der Tod gestern abend eingetreten sei, spätestens um dreiundzwanzig Uhr. Der Pförtner dagegen behauptet, das Mädchen habe gestern keinen Besuch gehabt. Das Zimmermädchen wiederum kann auf diese Frage keine befriedigende Antwort geben, sie glaubt jedoch, Stimmen im Zimmer gehört zu haben. Angenommen, sowohl der Pförtner als auch das Zimmermädchen irren sich oder sie wissen überhaupt nichts – das beweist doch nur, daß der Mörder in einem Augenblick eindrang, da ihn niemand sehen konnte, weder der Pförtner noch das Zimmermädchen, oder er befand sich in einer größeren Gruppe von Menschen, die das Haus betraten, und fiel infolgedessen niemandem auf. Kommen wir nun zu der eigentlichen Tragödie.
Ich verstehe Ihre Erregung, meine Herren, und stimme vollkommen mit Ihnen überein. Aber zugleich stellt sich mir das folgende Bild dar: Irgendwann lernen sie einander durch einen Zufall kennen, sie – genau der Typ, den ich Ihnen vorhin beschrieb; er – zurückhaltend, charakterfest, tief empfindend, ein Mann, der im Zorn schrecklich, aber, wenn sein Empfinden angerührt wird, unendlich zärtlich sein kann. Aber bitte, das sind alles nur Annahmen, durch nichts bewiesene Annahmen... Er gefällt ihr, aber nicht so sehr, daß sie sich zum Letzten entschließen könnte. Es schmeichelt ihr natürlich, daß er von ihren körperlichen Reizen entzückt ist, daß er sich ständig danach sehnt, sie zu besitzen, daß er ihr leidenschaftlich ergeben ist. Sie fühlt die Macht ihres blühenden Körpers, sie fühlt, daß sie ihn beherrscht. Sie sagt weder ja noch nein, seine Qualen erwecken in ihr neugieriges Mitgefühl, es macht ihr Freude, mit dem Feuer zu spielen, sie wird sich ihrer Weiblichkeit bewußt, sie fühlt sich in ihrem Element. Ihre Worte, ihre Gedanken, ihre Anspielungen und Berührungen deuten Bereitschaft zur Hingabe an, aber im kritischen Augenblick weiß sie stets seine Erregung zu zähmen. Ich weiß nicht, weshalb sie das tut. Vielleicht hat sie bisher keine wahre Leidenschaft erfahren und wartet, bis sein Drängen übermächtig, ja verderbenbringend wird. Vielleicht hofft sie auch, daß in ihr die Sehnsucht erwachen, daß sie sich wirklich verlieben wird. Wahrscheinlich kommt das alles zusammen. Aber zweifellos – das ist ganz sicher – ist sie beglückt von ihrer grenzenlosen Macht als Frau über einen starken, reifen Mann, der ihr zu Füßen liegt.
Ich glaube die Szenen ihrer Liebe vor mir zu sehen: die aufreizenden flüchtigen Küsse, seine Umarmungen, denen sich das Mädchen scheinbar nur zögernd entwindet, ihr vielsagendes Schweigen beim Gespräch; die nervöse Anspannung, für beide erschöpfend wie anstrengende Arbeit; Nichtbefriedigung und Gereiztheit. Er lebt dahin wie im Traum, er zählt die Stunden und Tage, er ist voll heftiger und blinder Wut gegen alles, was nicht mit seiner Liebe zu tun hat, er vernachlässigt seine Arbeit, er kann für nichts Interesse aufbringen. Er leidet körperliche und seelische Qualen, die sich noch steigern, je klarer ihm wird, daß sie ihn wahrscheinlich nicht liebt, ja, daß sie ihm nicht einmal Sympathie entgegenbringt. Sie trifft sich mit ihm, sie verspricht, daß sie ihm gehören will, daß sie den Tag festsetzen wird; er wartet, aber sie kann sich nicht entschließen. So geht es Tag für Tag, Woche für Woche.
Und dieser gemarterte Mann kommt nun, sagen wir, zum letztenmal zu ihr, um Abschied zu nehmen. An ihre Liebe glaubt er nicht mehr, er hat beschlossen, das Mädchen zu vergessen. Sie stehen sich gegenüber, seine Stimme zittert, versagt. Sie erschrickt, aber sie ist zugleich froh. Es scheint, als fühle sie sich erleichtert, weil alles zu Ende geht. Sie spricht mit unnatürlich hoher, brüchiger Stimme, ihr Bedauern ist falsch, ihre Bitten sind ohne Überzeugungskraft. Er fühlt das, und sein Entschluß gerät ins Wanken; echte Gleichgültigkeit, so tödlich sie wäre, könne er ertragen, aber das nicht. Sie sagt, aus Höflichkeit: ‚Bleiben Sie!' Er, den nach einem Tropfen Liebe dürstet, klammert sich an die scheinbare Aufrichtigkeit ihrer Worte. ‚Ich bleibe!' sagt er. Da verliert sie die Beherrschung, sie bekommt Angst, sie hatte gehofft, daß alles vorüber sei. ‚Bleiben Sie, aber ich liebe Sie nicht!' fährt sie fort und lacht. Sie will seinen Zorn reizen, sie will ihn verletzen, um selbst verletzt zu werden, um ihn, und sei es nur für eine Woche, los zu sein, um zur Ruhe, zur Besinnung zu kommen.
In diesem Augenblick schlägt seine Liebe in Haß um. Er stürzt sich auf sie, schluchzt vor Qual und Leidenschaft, preßt sie an sich. Sie fühlt, daß ein wirklicher Ausbruch naht, versucht sich ihm zu entreißen, schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen, windet sich in seinen Armen. Da verliert er den Kopf. Er tut ihr Gewalt an, auf gemeinste Weise, er bemächtigt sich ihrer aus Verzweiflung. Sie beginnt hysterisch zu schreien, ohrenbetäubend, wie ihm scheint. Seine Sinne verwirren sich, ein einziger Gedanke hämmert in seinem Kopf: Leute werden kommen, alles entdecken, ihn festnehmen. Schmach und Schande, dann das Gerichtsverfahren... Vergessen ist alle Liebe, er haßt sie nur noch. Was nun kommt, meine Herren, entzieht sich jeglicher Analyse, es ist eine Folge von Impulsen, eine Folge von jenseits aller Verantwortung liegenden Handlungen eines Menschen, der den Verstand verloren hat. Da ist ein Messer, ein Briefbeschwerer... Und eine Hand, die gierig nach Rettung tastet, nach etwas, das allem Grauen den Höhepunkt und zugleich das Ende bringen soll, klammert sich um das bronzene Federmesser. Sie stößt es in diesen Frauenkörper, ohne Überlegung, wohin und wie. Und es wird still.
So ungefähr stellt sich mir der ganze Fall dar. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß mir in den Details kleinere Ungenauigkeiten unterlaufen sind. Aber – würden Sie einen solchen Mann verurteilen, meine Herren?"

V

Er schwieg, und seine Augen, die während seiner Schilderung vor Erregung und innerer Konzentration gebrannt hatten, erloschen auf einmal. Die Wirkung seines Vortrags, der mit melodischer, voller, gut intonierender Stimme gesprochen war, kann nur als Verblüffung bezeichnet werden. Tiefes Schweigen herrschte. Die Anwesenden wußten nicht, wem sie ihre Sympathien schenken sollten: dem Mörder oder seinem Opfer. Ein grauer, unfreundlicher Tag schaute durch das Fenster.
Endlich sagte ein kleiner, dürrer kahlköpfiger Mann, der einem Feldscher vom Land nicht unähnlich sah: „Ja, wenn das so war... Natürlich ist es eine Tragödie, und überhaupt... So betrachtet, ist es möglich, es ist, wirklich..."
Die vier Damen, die den Darlegungen des Architekten in nervöser Unruhe zugehört hatten, riefen: „Sie hatte kein Herz!"
„Wirklich, so eine war die Liebe gar nicht wert!"
„Eine solche Mißachtung mußte ihn zur Verzweiflung treiben!"
„Nein, ich hätte so etwas nicht fertiggebracht, ich nicht!"
„Also, Sie sind wirklich ein Künstler", sagte der General sichtlich gerührt; er war offenbar an ein Ereignis aus seiner Jugend erinnert worden. „Wie sind Sie nur darauf gekommen? Was?"
„Durch Nachdenken", sagte der Architekt bescheiden, „aber das alles ist nur eine Hypothese. Durchaus möglich, daß ganz andere Tatsachen ans Licht kommen. Leider werde ich die Ergebnisse nicht mehr erfahren, denn ich will morgen abreisen."
Nun wandte sich das Gespräch den verschiedensten Liebestragödien zu. Ich merkte beim Zuhören, daß die Aufregung sich gelegt hatte, ja, daß sie brennendem Interesse für den unbekannten Verbrecher gewichen war. Vielleicht waren diese Leute der Meinung, daß sich alles so abgespielt hatte, wie es der Architekt erzählte, vielleicht billigten sie sogar die Tat des Mörders – ich weiß es nicht, man bekennt sich selbst nicht gern zu widersprüchlichen Ansichten, aber auf jeden Fall war ich sicher, daß die Anwesenden den Verbrecher, wäre er hier vor ihren Augen ertappt worden, höchstens väterlich getadelt hätten.
Es klopfte, und ein Diener erschien, dessen Gesicht einen so undurchdringlichen Ausdruck hatte, daß alle erschraken. Der Diener sagte: „Herr Weiß, der Kommissar wünscht Sie zu sprechen."
Ich schaute mich um. Auf einigen Gesichtern erschien ein gezwungenes, verständnisloses Lächeln. Der Architekt stand auf, verfinsterte sich leicht, wie jemand, der polizeiliche Vernehmungen als belästigend empfindet, und sagte: „Wahrscheinlich will mir der Untersuchungsrichter einige Fragen stellen... Ich nehme an, daß alle Mieter aus diesem Stockwerk verhört werden."
Er ging hinaus, gefolgt von neugierigen Blicken. Weiß' Verhalten und sein Gesichtsausdruck waren völlig ungezwungen.
Es vergingen fünf oder zehn Sekunden, in denen wir zerstreut schwiegen, dann hörten wir vom Gang her eilige Schritte. Fußgetrappel, Schreie, gedämpfte Schläge.
Und auf einmal schien sich das Zimmer in eine riesige Leidener Flasche verwandelt zu haben. Wir alle sprangen auf und drängten zur Tür. Als erster lief der General hinaus – ich war unter den letzten. Aber da erschien er schon wieder in der Tür und rief: „Man hat Weiß des Mordes an dem Mädchen beschuldigt und verhaftet!"
Durch einen Zufall war Weiß der Tat überführt worden. Er hatte im Zimmer des Mädchens sorgfältig alles beseitigt, was auf seine Spur führen konnte, er hatte alle seine Briefe vernichtet, bis auf den letzten, der voller Drohungen war. Das Mädchen hatte ihn in ihren Ausschnitt gesteckt, und als Weiß ihn nicht finden konnte, glaubte er, sie habe ihn verbrannt. Der Untersuchungsrichter hatte absichtlich den Täter in Sicherheit gewiegt. Während Weiß bei mir saß, wurde sein Zimmer durchsucht. Durch einen Vergleich der Handschriften wurde seine Schuld unwiderlegbar bewiesen. Außerdem stellte sich heraus, daß er das Mädchen vor etwa einer Woche persönlich kennengelernt hatte. Was zwischen ihnen vorgefallen war – ob das, was er uns erzählt hatte, oder etwas anderes –, das weiß ich nicht. Möglich, daß er log, ebenso wie er uns vorgelogen hatte, daß er das Mädchen nur vom Sehen kannte.
Die Pensionsgäste konnten sich lange Zeit nicht beruhigen. Und was am interessantesten ist: Von dem Augenblick an, da der Name des Mörders bekannt wurde, waren alle heimlichen Sympathien, die wir ihm entgegengebracht hatten, solange er unbekannt war, sofort verflogen. Ich wünschte ihm von Herzen die härteste Strafe. Lag der Grund dafür vielleicht darin, daß er auf dem Porträt, das er uns skizzierte, als ein sympathischer, in sich gekehrter junger Mann mit den Augen eines Märtyrers erschienen war, während er doch in Wirklichkeit ein kaltes, abstoßendes Gesicht hatte? Wieviel bedeutet es doch in solchen Fällen, ob wir sagen können oder nicht: Er ist der Mörder.

Deutsch von Barbara Sparing

Man muß wissen, daß die Flammen sengen,



Georgi Ananow

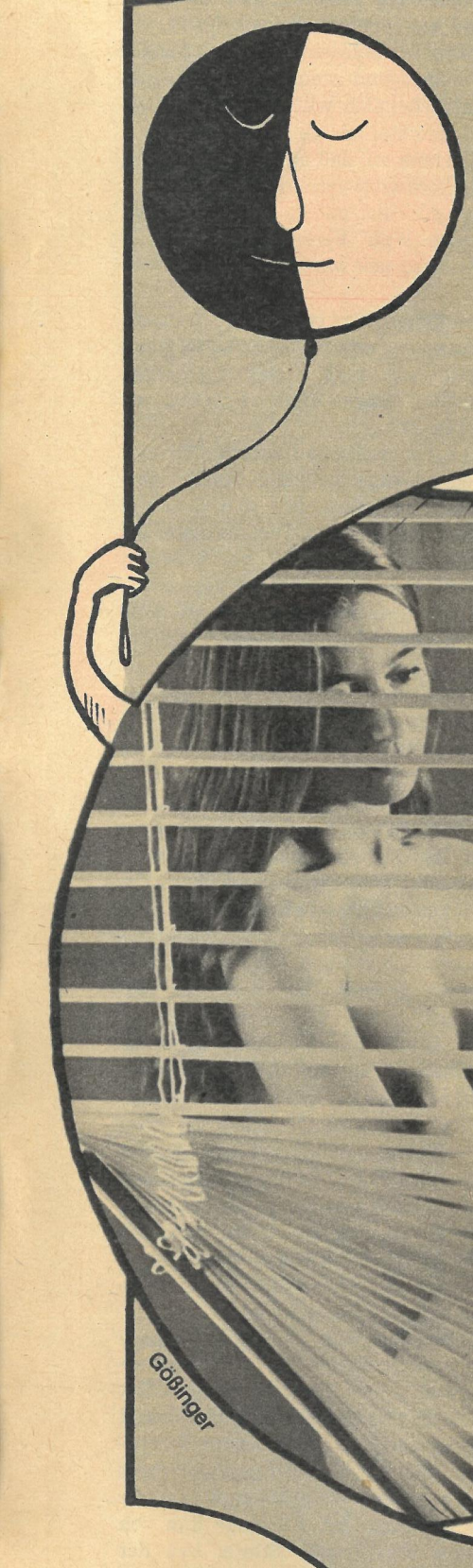
Uhr mit sonnigem Gemüt

„Halb zwei Uhr nachts!" dröhnte die Wanduhr lautstark.
„Das weiß ich auch ohne dich!" entgegnete Arsjukin.
„Schlafenszeit!" schlug die Uhr und knirschte mit den Gewichten. Arsjukin bückte sich und warf einen Schuh nach ihr.
„Na bitte, schläfst du eben nicht!" ließ sich die Uhr mürrisch vernehmen, „aber es ist bereits ein Uhr einunddreißig und zweiundzwanzig Sekunden… dreiundzwanzig Sekunden, vierundzwanzig Sekunden…" Die Uhr plapperte ungerührt. Schimpfend stand Arsjukin auf, nahm behutsam die Uhr von der Wand, legte sie auf den Fußboden und begann sie systematisch mit den Füßen zu zermahlen. Zuerst barst das Glas mit traurigem Ton, dann splitterte die Holzverkleidung. Bald krochen aus dem zertrümmerten Zifferblatt Schräubchen, Federn und Räder hervor. Entkräftet ließ sich Arsjukin auf einen Stuhl fallen. Der Haufen Schrott auf dem Fußboden aber rasselte leise und sprach mit klirrender Stimme: „Ein Uhr fünfundfünfzig Minuten…" „Warum? Warum nur?" stöhnte der Mann. „Weil es die Ordnung so verlangt! Ein Uhr sechsundfünfzig Minuten. 10. Januar. Donnerstag. 20. Jahrhundert unserer Zeitrechnung."
Arsjukin zog sich an und verließ das Haus. Weit weg zerrissen die Glockenschläge der städtischen Turmuhr die nächtliche Stille: „Halb drei Uhr nachts! Schlafenszeit!"

Aus dem Russischen von Adeline Thomas. Bearbeitet.

Ein freundliches Wort
am Morgen ist ein Fenster
in den jungen Tag.

F. H.



Sonnenuntergang

Die Sonne entschwindet, ein Feuerball,
im polychrom erglühenden Wolkenschwall.
Meinem Freund, dem Kunstkenner, steigt der Zorn in die Wangen:
Die Natur ist unter die Kitschiers gegangen!

Henryk Keisch

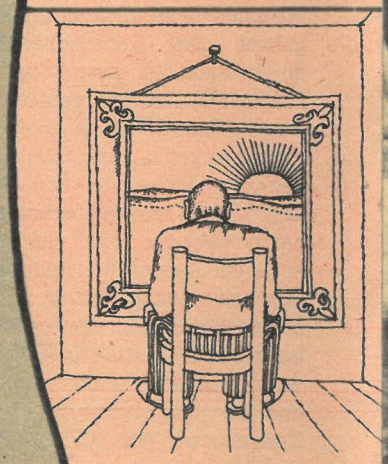
Die Abendsonne
ist schön,
aber sie
reift keine
Trauben.
Sprichwort

2

Wochenspruch

Licht kann
man nicht
genug
verbreiten.

Ludwig Feuerbach



Nekrassow, Moskau

Deutlichkeit ist eine gehörige Verteilung von Licht und Schatten.

Gößinger

Sonnenballspiele

Im Angesicht der Sonne
erbleicht jeder Stern.
italienisch

An der Sonne öffnet sich
die Rose.
deutsch

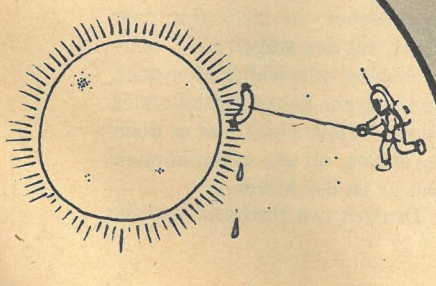
Auch der Adler fliegt
nicht höher als die Sonne.
russisch

Doch lob ick mir die Sonnenuhr,
die leistet sich 'ne Extratour:
denn scheint die Sonne, denn jeht se,
scheint bloß der Mond, denn steht se.
berlinisch

Der Star

Man rollte ihm den Teppich vor die Füße.
Er ging darauf, als müßte das so sein,
sah himmelauf und rief: Nun, Sonne, grüße!
Sie tat's. Geblendet – brach er sich ein Bein.

Wolfgang Funke



Kopernikanische Charaktere gesucht

Wenn der Mensch aufrichtig bedächte,
Daß sich die Erde atemlos dreht;
Daß er die Tage, daß er die Nächte
Auf einer tanzenden Kugel steht;
Daß er die Hälfte des Lebens gar
Mit dem Kopf nach unten im Weltall hängt,

Indes sich der Globus, berechenbar,
In den ewigen Reigen der Sterne mengt –
Wenn das der Mensch von Herzen bedächte,
Dann würd er so, wie Kästner werden möchte.

Erich Kästner

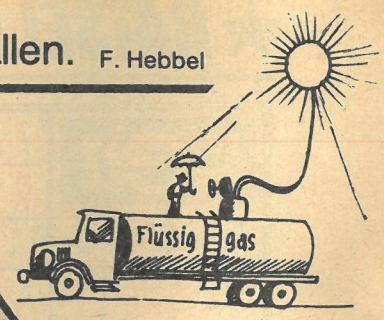
Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

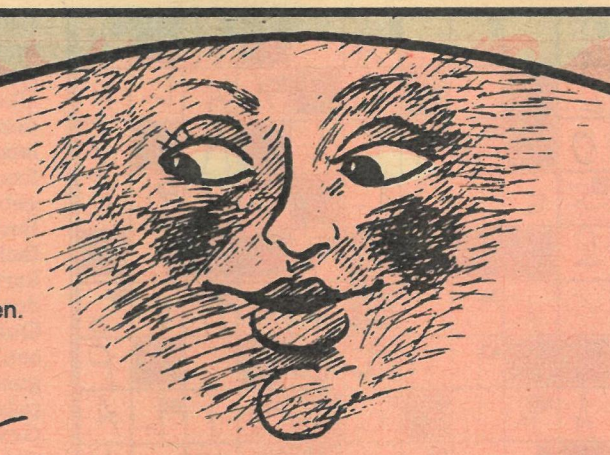
Mein Fräulein! Sei'n Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.

Heinrich Heine

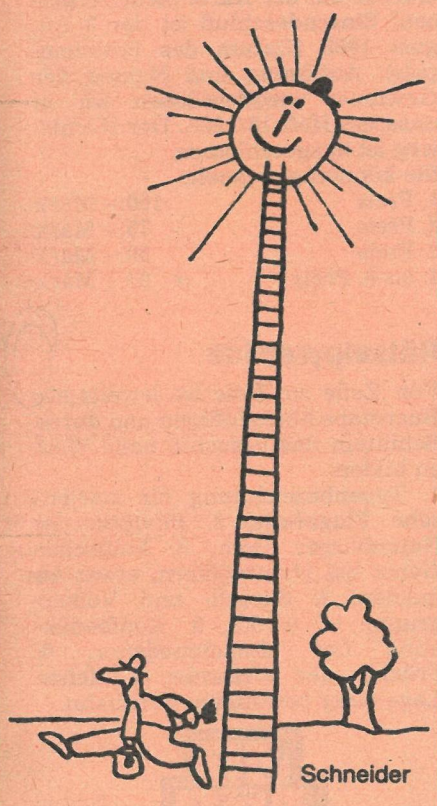
Man wird merklich älter, liebt man die Sonne mehr mit jedem Jahr. B. Brecht

wenn man die Sonne sucht. W. Victor Nur weil die Sonne keinem gehört, gehört sie allen. F. Hebbel





Er kann sich den ganzen Tag in einer warmen Vorstellung sonnen.



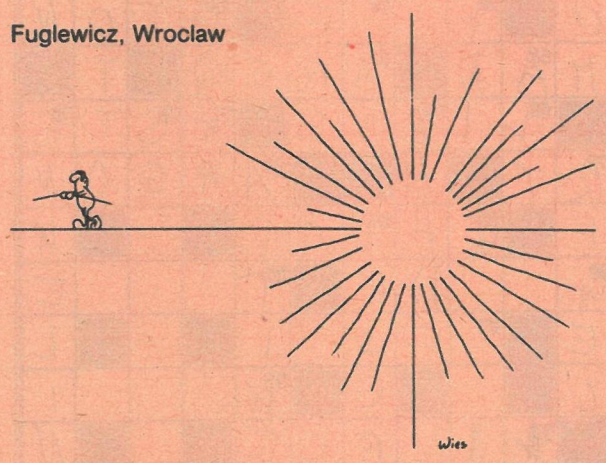
Schneider

Der Mensch ist eine Sonne – seine Sinne sind die Planeten.

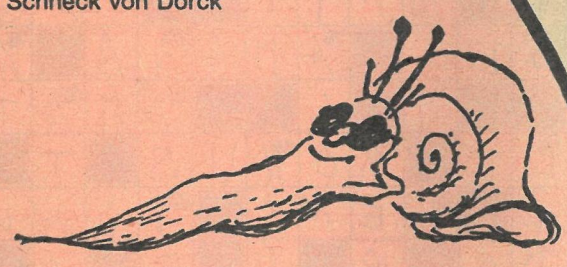
Novalis

Es gibt viele Leute, die die Sonne, den Mond und die Sterne anbeten. M. Luther

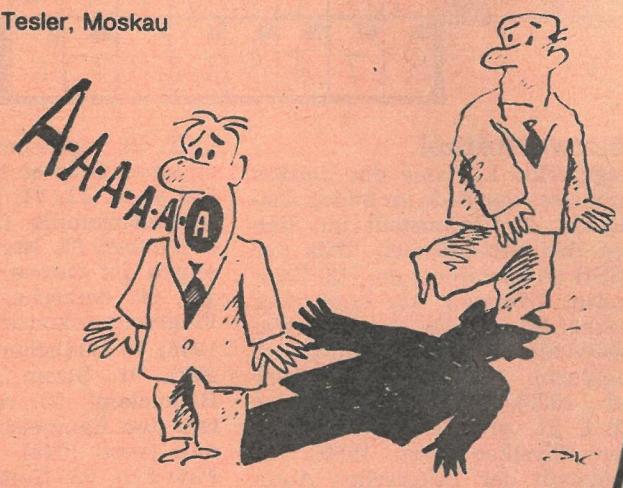
Fuglewicz, Wroclaw



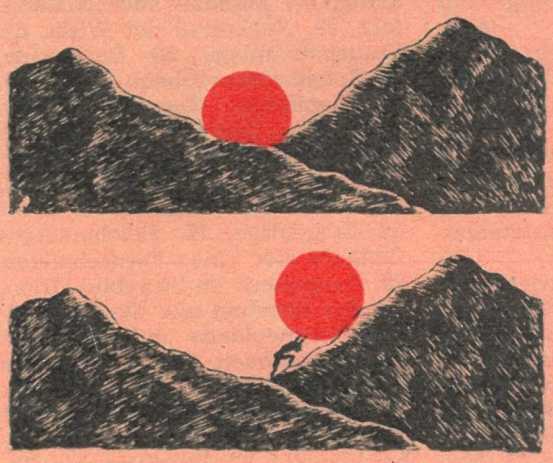
Der-kleine-Nackte-mit-der-schwarzen-Brille-Schneck von Dörck



Tesler, Moskau

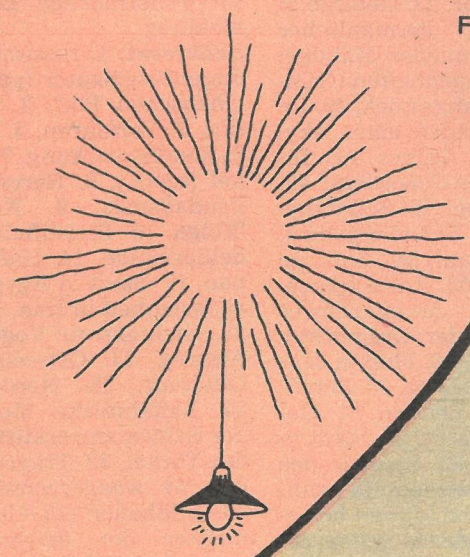


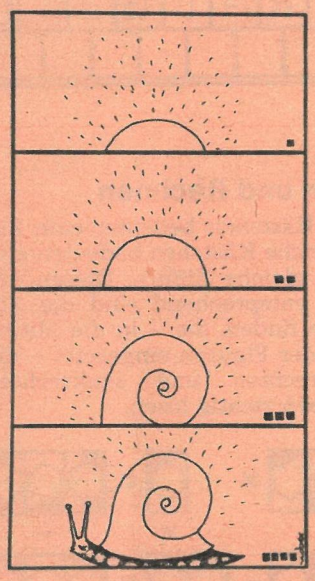
Er würde die Sonne wohl auch gemacht haben, aber nur, damit sie ihn bescheine.



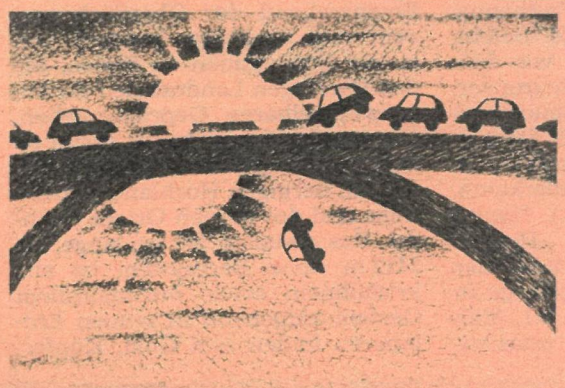
Kosobukin, Kiew

Fuglewicz



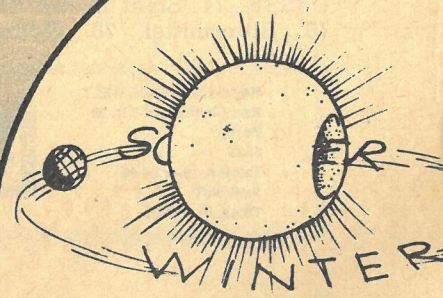


Vlaber, Kaunas

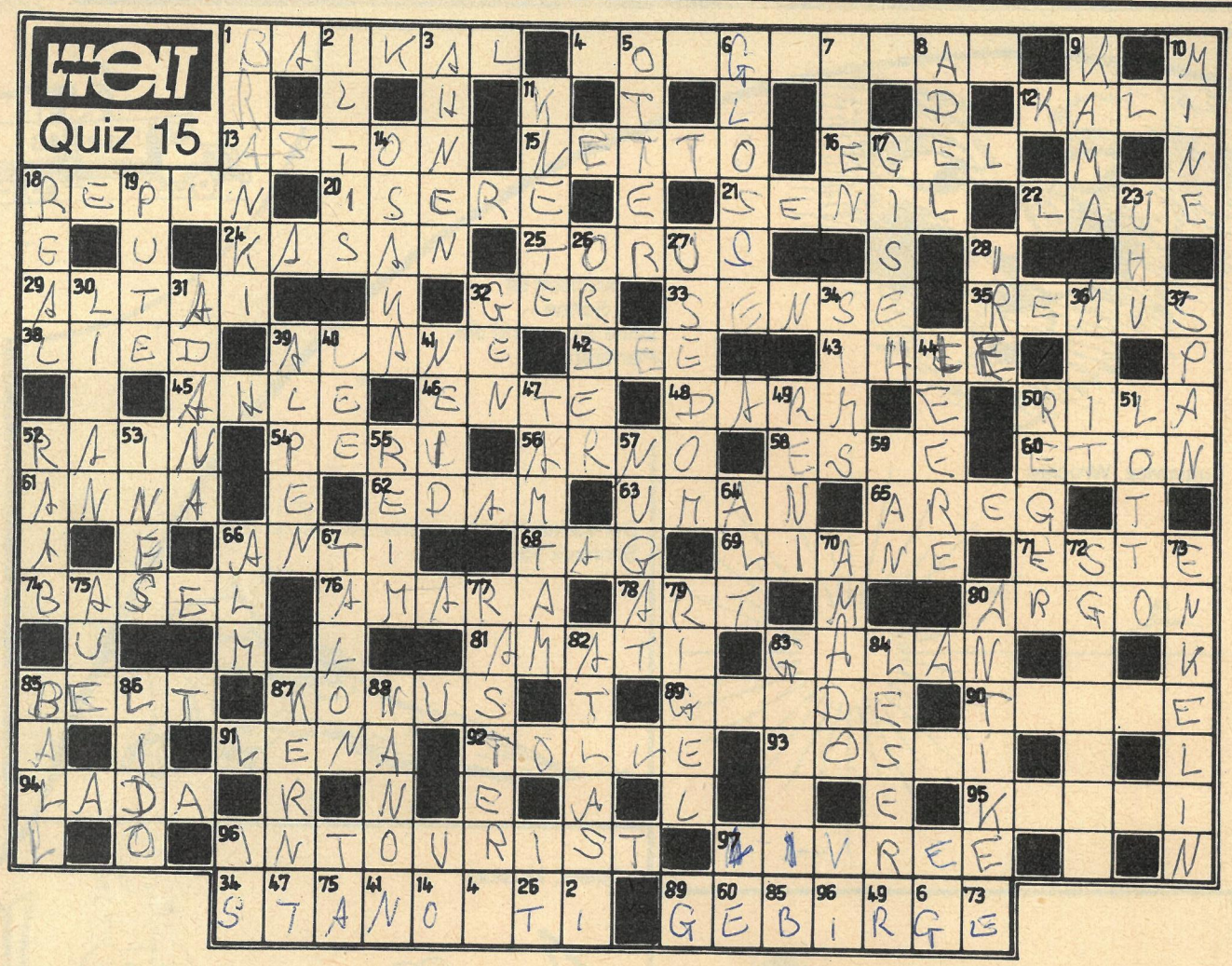


Kopelnizky, Tschernowzy

Suchen Mittel gegen Sonnenflecken – Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).



Die Liebhaber sind so pünktlich wie die Sonne. J. W. v. Goethe



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Name des tiefsten Binnensees der Erde im Süden Ostsibiriens, 4. Heldenstadt im Südosten des europäischen Teils der UdSSR (Gebietszentrum), 12. Düngemittel (Kurzw.), 13. englischer Physiker (gest. 1945), 15. reines Warengewicht (ohne Verpackung), 16. Saugwurm, 18. russischer Maler (gest. 1930), 20. Nebenfluß der Rhône, 21. greisenhaft, 22. deutscher Physiker (gest. 1960), 24. Hauptstadt der Tatarischen Autonomen Sowjetrepublik, 25. geometrischer Drehkörper, 29. Gebirge in Zentralasien, 32. germanischer Wurfspieß, 33. manuelles Mahdgerät, 35. einer der sagenhaften Gründer Roms, 38. Gesangsstück, 39. im Altertum Angehöriger eines skytisch-sarmatischen Volkes aus Innerasien, 42. Fluß in Schottland, 43. abgelaichter Hering, 45. Schuhmacherwerkzeug, 46. Schwimmvogel, 48. Verdauungsorgan, 50. Gebirge in Westbulgarien, 52. Ackergrenze, 54. französischer Arbeiterführer (gest. 1941), einer der Organisatoren der Résistance, 56. Fluß in Mittelitalien, 58. Rauchfang, 60. Schulstadt westlich von London, 61. Gestalt aus „Der Revisor", 62. Stadt in den Niederlanden, 63. Stadt in der Ukrainischen Sowjetrepublik (südl. v. Kiew), 65. aus Sanddünen bestehende Wüste, 66. griech.: gegen, 68. Wochenteil, 69. Schlingpflanze, 71. Angehöriger eines Volkes in der UdSSR, 74. Stadt in der Schweiz, 76. Bittermittel, 78. Gattungsbegriff, 80. sagenumwobener altgriechischer Dichter und Sänger (um 600 v. u. Z.), 81. italienische Geigenbauerfamilie (16./17. Jh.), 83. Liebhaber, 85. Name zweier Meerengen der Ostsee, 87. Zapfen, Kegel, 89. deutscher Flugzeug- und Flugmotorenkonstrukteur (gest. 1946), 90. bildlicher Ausdruck (Stilistik), 91. Strom in Sibirien, 92. Haarschopf, 93. russischer Architekt und Baumeister des Klassizismus (gest. 1849), 94. sowjetischer Pkw-Typ, 95. Geländeskizze (Kartogr.), 96. sowjetisches Reisebüro, 97. uniformartige Bedienstetenbekleidung.

Senkrecht: 1. russisch-sowjetischer Jugendbuchautor (gest. 1959), u. a. „Mäuschen Pik", 2. kleines Raubtier, 3. Vorfahren, 5. Schlangenart, 6. Randbemerkung, 7. schweres Takel (seem.), 8. Herrscherklasse im Feudalismus, 9. Nebenfluß der Wolga, 10. Bleistifteinlage, 11. Modelliermasse, 14. Hafenstadt in Japan, 17. Stadt in Ägypten, 18. Währungseinheit in Iran, 19. Truthenne, 23. nachtaktiver Vogel, 26. Befehl, Auftrag, 27. Ostseeinsel vor dem Oderhaff, 28. Nordwesteuropäer, 30. haffähnliche Meeresbucht an der Schwarzmeerküste, 31. Stadt in der Türkei, 32. Träger der Erbanlagen, 34. waagerechte Mauerkante, 36. Bildhauer (15./16. Jh.), Hauptmeister der deutschen Renaissanceplastik, 37. kleines Holz- oder Metallteilchen, 39. Hochgebirge in Europa, 40. Windschatten, 41. Mißgunst, 44. Vakuum, 47. ostasiatisches Metallbecken, 49. italienischer Maler (16./17. Jh.), 50. deutscher Komponist (gest. 1916), 51. Wettspieleinrichtung, 52. Nebenfluß der Donau, 53. Gestalt aus „Die Afrikanerin", 55. Wortgleichklang, 57. Mandel- oder Nußkonfekt, 59. Nebenfluß der Wisla, 64. Frauenstimmlage, 66. Bergweide, 67. Spielkartenrest beim Geben, 70. brasilianischer Romancier (geb. 1912), u. a. „Tote See", 72. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1979), u. a. „Tage und Nächte", 73. weiblicher Nachkomme, 75. Stadt im Erzgebirge, 77. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 79. Hauptstern im Sternbild Orion, 80. das Altertum und die alte Kultur Griechenlands und Roms, 82. Landkartenbuch, 83. Vorname des derzeitigen Schachweltmeisters, 84. Zeitungsbezieher, 85. Sport- und Spielgerät, 86. Inselnehrung, bes. bei Venedig, 87. Fruchtinneres, 88. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten.

Entsprechend der Oberflächengestalt sind unzählige Landschaften in der Sowjetunion zu finden, die den jeweiligen Landesteilen ihr unverwechselbares Gepräge geben. Das heutige Lösungswort ergibt einen Höhenzug Transbaikaliens, der sich im bergigen Hochland Ostsibiriens und des Fernen Ostens befindet. Das gesuchte 700 km lange, bis 2412 m hohe Bergsystem ist aus kristallinem sowie metamorphem Gestein aufgebaut. In seinem Erdinneren finden sich Gold, Kupfer, Glimmer, Fluoride und Steinkohle.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 15 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 3. August 1988 (Datum des Poststempels). Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 18/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

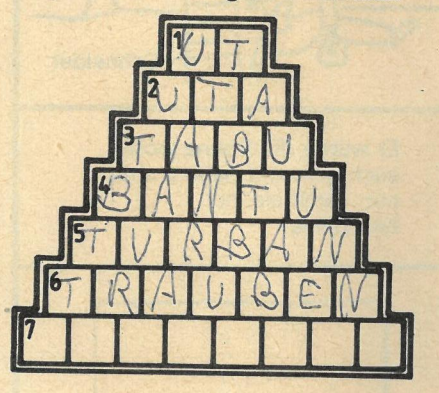
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Rätselpyramide

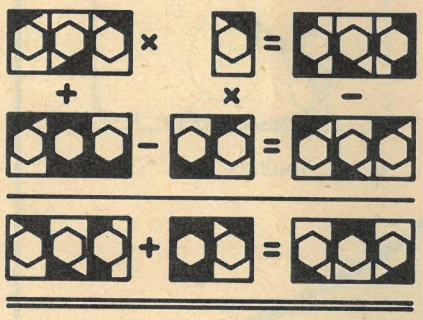
Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das gesuchte neue Wort zu bilden:

1. Typenbezeichnung für sowjetische Flugzeuge, 2. Skulptur im Naumburger Dom, 3. kultisches Gebot bei Naturvölkern, etwas zu meiden, 4. Sprach- und Völkergruppe in Afrika, 5. Kopfbedekkung der Mohammedaner, 6. Früchte der Weinrebe, 7. tiefste Lage einer befestigten Fahrbahn.



Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



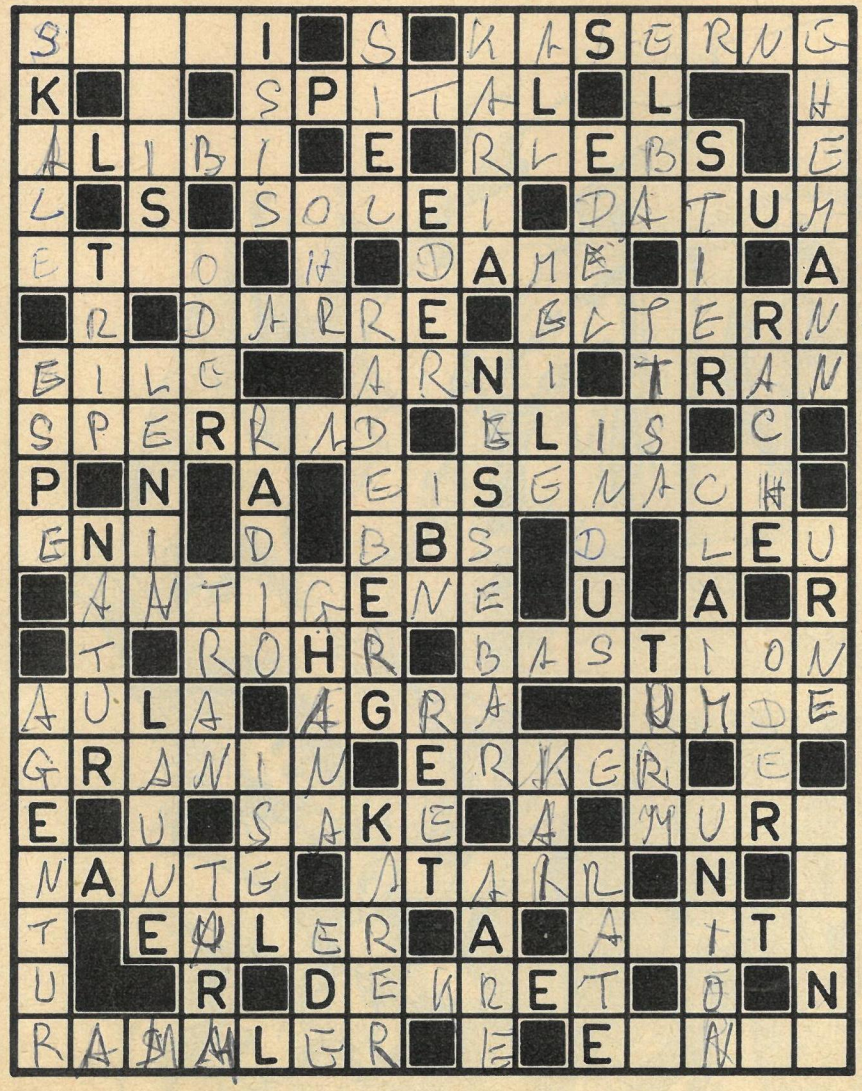
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Landwirtschaftsausstellung der DDR, 2. Pferdekrankheit, 3. Schachfigur, 4. konserviertes Hühnerprodukt, 5. Gatte, 6. Altberliner Original, 7. kurzer Ausflug, 8. Stimmzettelbehälter, 9. Teil der Kanone, 10. Stadt bei Dresden, 11. Brettspiel, 12. Vergeltung, 13. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 14. islamischer Staat, 15. Kurort in Bulgarien am Schwarzen Meer, 16. Kosmos, 17. Knolle mancher Orchideen, 18. Staat in Afrika, 19. DDR-Maler und Schriftsteller (gest. 1983), u. a. „Die Bilder des Zeugen Schattmann", 20. Stadt am Nordwestrand des Thüringer Waldes, 21. Nebenfluß des Rheins in der Schweiz, 22. alte Längeneinheit, 23. Gestalt aus „Der Kuß der Juanita", 24. Gemütsverfassung, Stimmung, 25. artfremde Eiweißstoffe, die die Bildung von Körperabwehrstoffen bewirken, 26. internationaler Arbeiterführer (gest. 1924), 27. Schulsaal, 28. Insel im Mittelmeer, Verbannungsort Napoleons, 29. Fischfett, 30. Männchen von Hasen und Kaninchen (weidm.), 31. Teilzahlungsbetrag, 32. Ried, Schilf (norddt.), 33. Fluß zur Ostsee, 34. Bestandteil arabischer Männernamen, 35. feste Unterkunft für die Armeeangehörigen, 36. asiatischer Wasserbüffel, 37. von einem Menschen ausgehende Wirkung, 38. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 39. Gattung gelb blühender Korbblütler, 40. Geschäftsnebenstelle, Vertretung, 41. Hausvorbau, 42. Hast, 43. Röstvorrichtung (Fachspr.), 44. griechischer Buchstabe, 45. technische Vorrichtung zur Freigabe der Bewegung in nur eine Richtung, z. B. an Winden, 46. Adler (dichter.), 47. Nebenfluß der Donau in Jugoslawien, 48. Doppeltreffer im Lotto, 49. Vereinigung, Zusammenschluß, 50. vorspringender Teil einer Befestigungsanlage, 51. die römischen Plebejer in ihrer Gesamtheit (Altert.), 52. Stern im Sternbild Adler, 53. Anteil an einer Goldmine, 54. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 55. Erlaß, Verordnung, 56. Abkürzung für Betriebsberufsschule, 57. Bewohner Kariens (Altert.), 58. kleine Deichschleuse, 59. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts, 60. Krankenhaus (österr.), 61. Strom in Vorderasien, 62. Sternbild des Tierkreises, 63. befestigtes Hafenufer, 64. japanisches Nationalgetränk, 65. Erziehungsberechtigte, 66. Abwesenheitsnachweis, 67. Zitterpappel, 68. Spielkarte im deutschen Blatt, 69. griechische Küstenlandschaft, 70. Rundfunkempfänger, 71. Berg bei Innsbruck, 72. schweizerischer Mathematiker des 18. Jahrhunderts, 73. genaue Tagesangabe, 74. Stufenfolge, Reihe, 75. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 76. Gewicht der Verpackung, 77. Währungseinheit in Rumänien, 78. Fußball-Nationalspieler (BFC Dynamo), 79. Wesensart, 80. russisch-sowjetischer Schriftsteller (geb. 1919), u. a. „Dem Gewitter entgegen".

Vom Kern zum Wort

1. Stadt in der Usbekischen Sowjetrepublik (Gebietszentrum), 2. chirurgischer Eingriff, 3. russischer Lyriker und revolutionärer Demokrat (gest. 1878), 4. Nervenschmerz, 5. Maikäferlarve, 6. Stadt in der Ukrainischen Sowjetrepublik (Gebietszentrum), 7. russischer Komponist, Pianist und Dirigent (gest. 1910), 8. Wirkungsstätte von Albert Schweitzer in Afrika, 9. in Kulturpflanzenbeständen unerwünschte Gewächse, 10. Stadtverwaltung, -behörde, 11. Detonation.
Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben – von oben nach unten gelesen – eine Öl-, Futter- und Zierpflanze.

1	S	A	M	A	R	K	
2	O	P	E	R	A	T	
3	N	E	K	R	A	S	
4	N	E	U	R	A	L	
5	E	N	G	E	R		
6	N	I	K	O	L	A	
7	B	A	L	A			
8	L	A	M	B	A	R	
9	U	N	K	R	A	U	T E
10	M	A	G	I	S	T	
11	E	X	P	L	O	S	

Zahlenfeldrätsel

Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind entsprechend den Zahlenangaben vor den Fragestellungen in die Figur einzutragen: A) 9, 2, 22, 3, 31, 35 norwegischer Polarforscher (gest. 1930), B) 4, 5, 13, 27, 29 Raubfisch in Süßwassergewässern, C) 1, 6, 12, 11, 16, 34 DDR-Schauspieler (geb. 1927), D) 7, 18, 14, 24, 15 mittelalterliche Steuer, E) 8, 10, 17, 32, 20 Stadt in Oberitalien, F) 25, 28, 23, 36, 30 Veranlassung zum Handeln, Ursache, G) 21, 19, 33, 26 Biene.
Bei richtiger Lösung ergibt sich – zeilenweise fortlaufend gelesen – ein Zitat von Friedrich Schiller.

1 W	2 A	3 S	4 H	5 E	6	
7	8 E	9 N	10	11	12	
13 C	14 O	15 N	16	17	18 R	
19 M	20	21 I	22 N	23	24	
25	26 E	27 H	28	29	30	
31 E	32	33 M	34	35 N	36	

W

Auflösungen aus Heft 14/1988

Rätselpyramide: 1. Ba, 2. Abt, 3. Tabu, 4. Butan, 5. Turban, 6. Trauben.
Einer fehlt: Ra(t)te – Ma(h)ler – Re(e)derei – Le(o)ben – Ar(r)as – Si(e)gel – Su(m)mer – Theorem.
Schräge Reihen. Nach rechts unten: 1. Ren, 2. Galan, 3. Biber, 4. Mures, 5. Kasan, 6. Lagos, 7. Lenin, 8. Basel, 9. Kalla, 10. Boa.
Nach links unten: 3. Bar, 4. Milet, 5. Kuban, 6. Laren, 7. Laser, 8. Begas, 9. Kanon, 10. Basis, 11. Polen, 12. All.
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Beta, 3. Reka, 6. Ranke, 7. Tarantel, 8. Hefe, 9. Lamelle, 10. Lese, 12. Nele, 14. Legende, 16. René, 17. Lapilli, 18. Newa, 19. Dakar, 20. Rebell. **Senkrecht:** 1. Tarantella, 4. Karaffe, 5. Fontanelle, 8. Helene, 11. Selene, 13. Legalität, 15. Delaware, 16. Reseda.

Kreuzgitter. Waagerecht: Tupolew (55), Wasa (59), Asen (7), Helm (18), Aguti (2), Gigolo (16), Setter (43), Isis (22), Miere (31), Neper (32), Ern (12), Ata (8), Tank (50), Eger (10), Pro (38), Ute (57), Salm (41), Safe (40), Tat (52), Ise (21), Spika (47), Insel (20), Lure (29), Arbeit (5), Margit (30), Gleim (17), Raps (23), Lene (27), Eder (1), Kalinin (24).
Senkrecht: Traum (54), Pause (35), Leiter (26), Wagen (58), Weg (60), Anode (4), ahoi (3), Blei (9), Sirene (45), Terek (53), Sparta (46), Starre (48), Ida (19), Rage (39), Norm (34), Tantal (51), Nestor (33), Etui (13), Plus (37), Kokain (25), senil (42), Fee (14), Siegel (44), Perle (36), Artek (6), Steen (49), Lumen (28), Uran (56), Emse (11), Ger (15).

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 12/Heft 12)

Waagerecht: 1. Artistik, 6. Jalta, 10. Sachs, 13. Dakar, 14. Orfe, 15. Dompteur, 16. Mekka, 17. Niobe, 18. Papua, 21. Norma, 22. Illo, 23. Skandal, 26. Eos, 27. Runde, 30. Manege, 31. Aeros, 33. Edam, 35. Mammut, 37. Tier, 39. east, 42. Warane, 45. Agentin, 48. Ekarte, 50. Oscar, 52. Rene, 53. Nisse, 54. Rabatt, 57. Tupolew, 58. Stiege, 61. Tael, 62. Elam, 64. Akzise, 66. Sari, 68. Bizet, 71. Ussuri, 72. Bebel, 74. tea, 76. Rammler, 80. Pool, 81. Organ, 82. Kleie, 85. Scala, 86. Rerik, 87. Biologie, 88. Kram, 89. Sujet, 90. Merle, 91. Hanna, 92. Limes, 93. Rastelli.
Senkrecht: 1. Arda, 2. Tomsk, 3. Satin, 4. Iduna, 5. Karola, 6. Jammer, 7. area, 8. Tokio, 9. Aralsee, 10. Senora, 11. Clown, 12. Siele, 19. Anapa, 20. Ulema, 23. Semester, 24. Alma-Ata, 25. Dau, 26. Estin, 28. Umea, 29. Dost, 32. Ebene, 34. Dresseur, 36. Taro, 38. Initial, 40. Arve, 41. Tete, 42. Wort, 43. Robe, 44. Not, 46. Gelee, 47. Newa, 49. Ket, 51. Rumba, 55. Aase, 56. Alse, 59. Insel, 60. Gorki, 63. Litoral, 65. Köm, 67. Alpaka, 69. Zirkus, 70. Traber, 72. Busch, 73. Braun, 75. Elemi, 77. Anita, 78. Milet, 79. Engel, 81. Oise, 82. Kemi, 83. Ebro, 84. Elea.
Lösung: Juri Kuklatschow

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Martin Haferkorn, Altenburg, 7400
2. Preis:
75,– M Marianne Anneberg, Meißen, 8250
3. Preis:
50,– M Helga Nienaß, Berlin, 1141
4.–8. Preis:
Je 25,– M Johanna Segieth, Schwerin, 2790; Helmut Papenfuß, Seehausen, 3550; Karl-Heinz Stenger, Saalfeld, 6800; Paul Rockstroh, Meuselwitz, 7404; Edi König, Köthen, 4370.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77
und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich

(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Frei nach dem gleichnamigen sowjetischen Märchen von Jewgeni Schwarz. Gezeichnet von Peter Muzeniek.

Die beiden BRÜDER

Am Fenster blühen starr und weiß die Eisblumen. Traurig blickt der Junge sie an, die klammen Finger tief in der Jacke vergraben. Plötzlich – sein Herz beginnt vor Freude zu galoppieren – spürt er in der Tasche eine Schachtel. Streichhölzer, die er längst vergessen hatte! Kaum hat Urgroßvater Frost das Haus verlassen, da ist sein Gefangener schon unterwegs zum Lebenden Wald, der dunkel durch die gläsernen Stämme der Eisbäume schimmert. Es ist ein ehrwürdiger Wald, vor Jahrhunderten gewachsen. Wo sich ein alter Baum zur Ruhe gelegt hat, sprießen junge, frische Reiser empor. Gegen Mittag ist genügend Holz gesammelt. Vor der Eichentür stapelt es der Junge zu einer Pyramide. Dann beginnen die trockenen Ästchen leise zu knistern. Immer höher lecken die feurigen Zungen hinauf zu den starken Ästen, und schließlich lodert eine goldene heiße Flamme empor. Der Knabe strahlt vor Freude, wohlig dehnt sich sein Körper in der lang entbehrten Wärme. Die gefrorene Tür aber beginnt zu glitzern, bedeckt sich mit winzigen Wassertröpfchen, die gleich Tränen an ihr herabfließen. Als die Glut zusammenfällt, ist die Tür schon ein wenig aufgetaut. Am nächsten Tag sitzt der Junge wieder vor dem Feuer, in der Hand eine todesstarre Meise. Endlich – kaum wahrnehmbar – zittert ihr Schnabel, die kohlschwarzen runden Vogelaugen öffnen sich. Nach und nach erweckt die heiße, tanzende Flamme auch die Eichhörnchen und Hasen wieder zum Leben. In einer dunklen Ecke baut der Junge seinen Schutzbefohlenen ein Schneehäuschen. Am Feuer, wo die Tiere Nüsse, Kohl und Körner aus der Speisekammer des Hausherrn knabbern, erzählt er ihnen seine Geschichte. Eines Morgens aber wartet er vergebens auf seine Freunde, die sonst immer gleich herbeispringen. Die Tiere sehen nämlich, was der Junge nicht bemerkt: Auf leisen Sohlen schleicht Urgroßvater Frost heran! Mit eisiger Hand packt er den Ahnungslosen, schleudert ihn zur Seite. Zornig bläst er ins Feuer, die rotgoldenen Flammen sterben. „Wenn ich dich noch einmal erwische…“ – wie Eisstücke fallen die Worte aus dem Mund des Alten…

Anspruchsvolle Aufgaben auf Baustellen im sozialistischen Ausland erwarten Dich!

Zur Versorgung unserer Werktätigen auf Großbaustellen in der UdSSR benötigen wir:

- **Leitungskader der Lagerwirtschaft**
  aus dem sozialistischen Binnenhandel (besonders WtB),
- **Küchenleiter**
  mit Erfahrungen in der Leitung größerer Kollektive,
- **Leitungskader aus der Gemeinschaftsverpflegung und der Gastronomie**
  mit abgeschlossener Hoch- bzw. Fachschulausbildung und langjährigen Erfahrungen in der Leitung großer Arbeitskollektive.

Wir bieten:
- Entlohnung nach dem RKV-Binnenhandel,
- Zuschlag für besondere Einsatzbedingungen,
- Vergünstigungen entsprechend den „Vereinbarungen über die Arbeits- und Lohnbedingungen bei Auslandsmontagen" einschließlich der abgeschlossenen Nachträge.

Bewerbungen mit ausführlichem Lebenslauf richten Sie bitte an:

VEB Versorgung Erdgastrasse
Abteilung Kader/Bildung
Otto-Grotewohl-Straße 12
Karl-Marx-Stadt
9010
Telefon-Nr. 6 03 21

Reg.-Nr. 37/I/88

Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Täglich nehmen einige hunderttausend Reisende die Leistungen der Deutschen Reichsbahn in Anspruch und täglich rollt der Güterverkehr.
Ständig werden Streckenabschnitte modernisiert, Lokomotiven neuester Konstruktion in den Dienst gestellt und somit Grundlagen geschaffen, die wachsenden Verkehrsaufgaben zu bewältigen.

Aber hierzu werden dringend Eisenbahner benötigt:

- **Lokomotivführer**
- **Rangierer**
- **Rangierleiter**
- **Stellwerkswärter**
- **Wagenmeister**
- **Facharbeiter für Eisenbahnbau**
- **Tiefbaufacharbeiter**
- **Gleisbaumaschinisten**

Die Deutsche Reichsbahn bietet:

- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit
- Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien
- günstige Renten

Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Berlin	Wilhelm-Pieck-Straße 142, Berlin, 1054
Cottbus	Schillerstraße 21/22, Cottbus, 7500
Dresden	Ammonstraße 8, Dresden, 8010
Erfurt	Bahnhofstraße 23, Erfurt, 5020
Greifswald	Johann-Stelling-Straße 30, Greifswald, 2200
Halle	Ernst-Kamieth-Straße 2, Halle, 4020
Magdeburg	Materlikstraße 1/10, Magdeburg, 3010
Schwerin	Herbert-Warnke-Straße 15/17, Schwerin, 2700

Reichsbahnbaudirektion Berlin
Schadowstraße 12–13, Berlin, 1086
Auskünfte erteilen auch die Leiter der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.

Reg.-Nr. 136/I/88

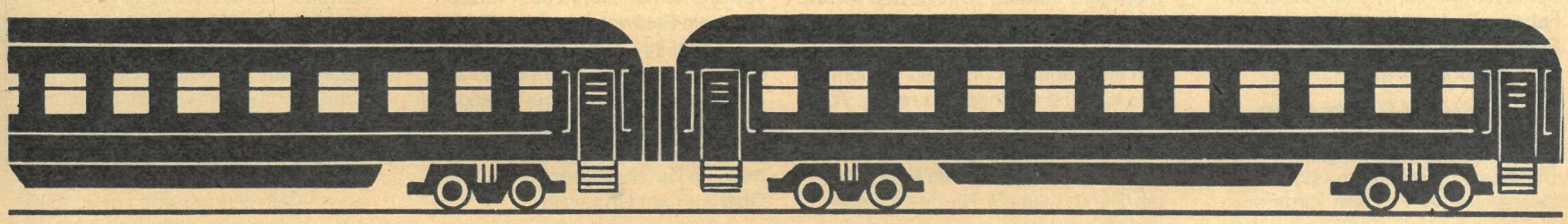
Die Sowjetischen Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an.

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Vilnius und Riga ab.
In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.

Um ausführliche Information wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.

Wir laden Sie zu einer Reise ein!

Sowjetische Eisenbahnen



Verbündete gegen Hitler und seinen Krieg: Wilhelm Pieck, selbst Mitglied des Nationalkomitees, im Gespräch mit deutschen Offizieren.

Auf der richtigen Seite

Im Juli 1943, vor 45 Jahren, gründeten antifaschistische Emigranten und deutsche Kriegsgefangene in Krasnogorsk bei Moskau das Nationalkomitee „Freies Deutschland". Zum Präsidenten wurde der Schriftsteller Erich Weinert gewählt. Das Nationalkomitee verstand sich als Teil des „anderen Deutschland" und, jenseits aller weltanschaulichen, politischen und religiösen Differenzen, als ein Bündnis der praktischen Vernunft. Seine erklärten Ziele waren der Sturz Hitlers, die Beendigung des Krieges und die Errichtung eines demokratischen deutschen Staates, der in guter Nachbarschaft mit der Sowjetunion lebt. Dafür wirkten seine Mitglieder in den Gefangenenlagern und an der Front. Viele wagten, jetzt auf der richtigen Seite, ihr Leben. So auch die Einsatzgruppen des Nationalkomitees bei Königsberg und in der Hauptkampflinie der 1. Baltischen Front. Der nachfolgende Bericht, gestaltet von FREIE WELT, beruht auf authentischen Aussagen beteiligter Frontkämpfer.

Fotos: Archiv

Um ein Uhr in der Nacht vom 21. auf den 22. März 1945 verläßt Feldwebel Bornemann mit einem Stoßtrupp in der Nähe der Station Goldschmiede, nordwestlich von Königsberg (heute Kaliningrad), die vorderste Stellung der Roten Armee und kriecht hinaus in das Niemandsland, eine offene Ebene, die im hellen Mondschein liegt.

Bornemann und seine Männer wissen nichts über die Lage der deutschen Stellungen, nichts über Besetzung und Bewaffnung, nichts über Minenfelder und Drahthindernisse. Sicher wissen sie nur, daß sie ihr Leben riskieren. Sie tragen die Uniform der deutschen Wehrmacht, kennen den Dienstbetrieb, beherrschen Kommandosprache und Jargon. Trotzdem kann es geschehen, daß sie in das erste beste Maschinengewehrfeuer laufen. Sie wollen reden, argumentieren, überzeugen, Leben retten. Sie wollen nicht schießen, aber sie wissen, daß sie im Notfall schießen müssen. Keinen Augenblick dürfen sie vergessen, daß sie dort drüben auf der anderen Seite, auf der sie einmal gestanden haben, als „Hochverräter" gelten: Entwaffnung und Festnahme bedeutet den sicheren Tod.

Ein verirrter Spähtrupp

Nach anderthalb Stunden liegt der Stoßtrupp, immer noch unbemerkt, zwanzig Meter vor dem vordersten deutschen Graben. Gefreiter Vierkant ruft halblaut: „Hallo, Posten." Die Antwort kommt prompt: „Was ist los?"

Bornemann und seine Männer stehen auf, gehen auf die fremde Stimme zu, reden dabei laut durcheinander: „Na, Gott sei Dank – verdammter Mist – macht bloß keine Dummheiten – nicht schießen – gibt's hier Minen?..." Im Graben treffen sie einen Unteroffizier und zwei Soldaten mit einem Maschinengewehr. „Wo kommt ihr denn her?" – „Wir sind Fernaufklärer", sagt Bornemann, „haben uns verirrt. Wir suchen unseren Kommandeur, Major Macht." – „Macht? Nie gehört." – „Wie ist die Parole heute?" – „Keine Ahnung." – „Können wir uns bei euch im Unterstand aufwärmen und 'ne Zigarette rauchen?" – „Na, klar."

Im Unterstand sagt Bornemann: „So, jetzt gebt mal eure Waffen her. Wir gehören nämlich zum Nationalkomitee ‚Freies Deutschland' und sind gekommen, euch das Leben zu retten. Wenn ihr weitermacht, kommt ihr alle um." Die drei Entwaffneten jammern und betteln: „Um Gottes willen, laßt uns da raus, wir haben Frau und Kinder, geht wieder zurück, wir verraten euch auch nicht." Kein vernünftiges Wort ist mit ihnen zu reden. Widerwillig zeigen sie Bornemann den Weg zu ihrem Kompaniechef. Unteroffizier Strobel, die Pistole in der Hand, reißt die Tür des Kompanie-Befehlsstands auf. Zwei Männer sitzen lesend am Tisch, fünf andere schlafen. Einer springt sofort auf: Oberleutnant Grünwald, der Kompaniechef.

„Was wollen Sie hier?" Obergefreiter Meißner führt das Gespräch: „Wir wollen Ihnen helfen, mit dem Krieg Schluß zu machen." – „Was heißt das Schluß machen?" – „Daß Sie auf unsere Seite übergehen." – „Auf welche Seite?" – „Wir sind Kriegsgefangene. Nationalkomitee ‚Freies Deutschland'. Wir bringen Sie über die Frontlinie. Wir retten Ihnen das Leben. Haben Sie noch nichts vom Nationalkomitee gehört?" – „Gehört schon ... Und von euch soll die Rettung kommen?" – „Begreifen Sie nicht, daß der Krieg verloren ist?" Grünwald steckt die Hände in die Hosentaschen, geht auf und ab. Er scheint nachzudenken. Aber worüber?

Gefreiter Richter stürzt in den Unterstand. „Einer von den entwaffneten Posten ist geflohen." Bornemann befiehlt sofortigen Rückzug. Unterwegs schlägt Grünwald eine Abkürzung vor. Bornemann lehnt ab. Plötzlich steht ein Feldwebel vor der Gruppe: „Wer seid ihr?" Unteroffizier Busch reißt ihm die Maschinenpistole aus der Hand. Der Feldwebel schlägt um sich, rennt schreiend davon, Schüsse, der Fliehende bricht zusammen. Im Durcheinander entkommt Oberleutnant Grünwald.

Wird man uns erschießen?

Unteroffizier Kunze stößt im Graben auf eine MG-Stellung. Der MG-Schütze schreit: „Die Russen kommen!" Kunze wirft ihn mitsamt seinem Maschinengewehr in einen Wassergraben und zieht ihn am Kragen wieder heraus. „Wo steckt euer Gruppenführer?" – „In dem Haus da drüben." Kunze geht zu dem Haus. Niemand zu sehen. Durch die Kellertür ruft er: „Alle raustreten. Ablösung." Aus der Tiefe antwortet eine Stimme: „Wieso Ablösung? Wir sind doch erst seit gestern hier." – „Mensch, seid doch froh, daß ihr aus dem Dreck rauskommt." Als sich niemand sehen läßt, geht Kunze die Treppe hinunter, begrüßt jeden mit Handschlag. „Na, wie läuft's? Schießt der Iwan?" – „Über uns weg." – „Habt ihr mal was vom Nationalkomitee gehört?" – „Ja, schon, aber nichts genaues." – „Na, dann seht mich an. Ich bin nämlich vom Nationalkomitee. Und nun hebt mal schön die Hände hoch, damit ich euch das Leben retten kann."

Gefreiter Klein, zur Deckung des Rückzugs zurückgeblieben, steht plötzlich einem fremden Unteroffizier gegenüber. Sie reichen sich die Hand. „Ich bin Unteroffizier Knoop von der Pionierabteilung der Division." – „Ich bin Gefreiter Klein vom Nationalkomitee, Freies Deutschland!" Klein zieht Knoop vorsichtshal-

Deutsche Kriegsgefangene: auf dem schweren Weg der Erkenntnis.

ber die Pistole aus der Tasche, bevor er ihm erklärt, daß aus dem Königsberger Kessel keiner lebend herauskommen wird. Knoop nickt schweigend. „Sind Sie allein?" – „Ich habe sechs Mann mit." – „Sind Sie bereit, Ihre Leute herzuholen?" Knoop geht, Klein wartet. Nach wenigen Minuten kommt Knoop mit seinen sechs Männern, alle mit Karabinern bewaffnet. Klein gibt jedem die Hand. Sie werfen ihre Gewehre weg. Einer fragt: „Wird man uns nicht erschießen?" Klein antwortet: „Sehe ich aus wie einer, der jemanden erschießt?" Dann gehen sie zusammen los.

Unteroffizier Lau stößt im Graben auf einen MG-Posten, spricht ihn an, hört vertrauten Dialekt. „Wo kommst du denn her?" – „Aus Königsberg." – „Und wo wohnst du da?" – „Alter Graben 63." – „Dann sind wir nicht nur Landsleute, sondern auch fast noch Nachbarn. Ich wohne nämlich Alter Graben 23. Und jetzt kommst du mit und zeigst mir euren Unterstand."
Im Unterstand entwaffnet Lau einen Feldwebel, der sich weigert mitzugehen. „Jedenfalls nicht freiwillig. Wenn du mich mit der Waffe zwingst, komme ich natürlich mit." Lau tut ihm den Gefallen.

Auf dem Rückweg detoniert dicht vor ihnen eine Handgranate. Die Soldaten Müller und Grabert kriegen ein paar Splitter ab. Grabert schießt auf den Handgranatenwerfer und verbindet Müller.
58 Kämpfer des Nationalkomitees, kommandiert von Leutnant Peter, sind in dieser Nacht über die Frontlinie gegangen. Alle kehren zurück, drei leicht verwundet. Mit ihnen kommen, freiwillig oder gezwungen, 35 deutsche Soldaten.

Besuch im Bunker

Als „Spähtrupp", der sich verlaufen hat, gelangen in einer kalten Winternacht des Jahres 1945 auch der Unteroffizier Zindel, der Gefreite Richter und die Soldaten Gertz, Müller und Roelofs in den vordersten deutschen Graben. Die Posten, ihre Maschinenpistolen im Anschlag, liefern die Unbekannten im Gefechtsstand der Kompanie ab.

Zindel muß sich in Sekunden entscheiden. Ein Leutnant und zwölf Mann starren ihn an. Er muß Zeit gewinnen, wenigstens ein paar Augenblicke. Also macht er eine vorschriftsmäßige Meldung: „Unteroffizier Zindel und vier Mann vom Spähtrupp zurück."
„Legen Sie Ihre Waffe ab", sagt der Leutnant, „und zeigen Sie Ihre Soldbücher." Zindel gibt dem Leutnant mit der Linken seine Maschinenpistole, greift mit der rechten Hand in die Tasche, holt aber statt des Soldbuchs eine Pistole heraus, seine vier Kameraden reißen ihre Maschinenpistolen hoch. Jetzt ist es die Bunkerbesatzung, die ihre Waffen abliefert. „Bitte keine Aufregung", sagt Zindel. „Wir kommen im Auftrag des Nationalkomitees ‚Freies Deutschland'. Wir sind Deutsche wie ihr, und wir sollten nicht aufeinander schießen. Wir wollen euch über eure Lage aufklären."
Da winkt die Bunkerbesatzung ab: daß ihre Lage hoffnungslos ist, muß ihnen niemand erklären. Wissen möchten sie, was das Nationalkomitee will, und wie es in der sowjetischen Gefangenschaft zugeht. Ein lebhaftes Gespräch kommt in Gang. Gefreiter Hermann und Obergrenadier Wiesenburg erklären sich bereit, freiwillig zum Nationalkomitee überzugehen. Der Leutnant schlägt vor, daß die beiden und der Oberjäger Knecht mit Zindel auf die andere Seite gehen und sich dort umsehen. Und er gibt Zindel eine schriftliche Erklärung mit: „... Nach genügenden Informationen sind wir bereit, auf die Seite des Nationalkomitees zu treten." Unterschreibt: Philipowski, Leutnant. Zindel hinterläßt Zeitungen, Sendezeiten der Rundfunkstationen „Baltikum" und „Freies Deutschland" und eine Fleischbüchse.

Die Todesfalle

Knecht, Hermann und Wiesenburg sehen auf der anderen Seite, was sie sehen wollen. Stundenlang diskutieren sie in der NKFD-Frontschule mit Offizieren, Soldaten und antifaschistischen Emigranten. Auch der sowjetische Verbindungsoffizier, Oberstleutnant Brodsky, unterhält sich mit ihnen. Am nächsten Morgen kehren sie zurück, begleitet von den Unteroffizieren Zindel und Bazahn und dem Schützen Gertz.
Etwa fünfzig Meter vor dem deutschen Graben gerät die Gruppe in heftiges Feuer. Beobachter in der vordersten sowjetischen Stellung hören einen Wortwechsel. Wieder fallen Schüsse, ein Mann schreit auf. Deutsche Soldaten springen aus dem Graben, holen den Verwundeten. Was geschieht mit den anderen? Die Sicht ist schlecht. Oberleutnant Rentzsch, Frontbeauftragter des NKFD, wartet bis in den Nachmittag hinein. Niemand kommt, nichts rührt sich.
Gefangene sagen später aus, daß Philipowskis Verabredung mit dem Nationalkomitee verraten wurde. Ein Militärgericht verurteilte den Leutnant, Chef der 2. Kompanie im Grenadierregiment 1148 der 563. Infanteriedivision, zu acht Jahren Gefängnis. Seine drei Abgesandten und ihre Begleiter vom Nationalkomitee wurden wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und erschossen: der Weber Heinrich Zindel aus Kassel, der Kranführer Adalbert Bazahn aus Duisburg, der Maler Bernhard Gertz aus Bochum, der Koch Fritz Knecht aus Geislingen, der Bootsbauer Siegfried Hermann aus Eichenhorst bei Dramburg, der Holzschuhmacher Arnold Wiesenburg aus Freihaus.

Wir sind dabei

Wie Frau Hanka (Foto unten) haben auch andere Leser noch vor Erscheinen unseres Aufrufs (FW 14/88) an die Vorbereitung des Solidaritätsbasars am 26. August 1988 gedacht: Einen schönen Bildband schickte Hanna Dietzsch aus Querbach und eine beträchtliche Geldspende erhielten wir von der betagten Rentnerin Ella Otto aus Karl-Marx-Stadt. Sie schrieb: „Die Solidarität ist mir schon lange ein Herzensbedürfnis. Ich freue mich, wenn ich für ein armes Volk und vor allen Dingen für die kleinen Kinder etwas tun kann. Liebe Redaktion! Es kann sein, daß ich wieder ins Krankenhaus muß, deshalb lasse ich meine Spende jetzt schon überweisen".
Liebe Leser! Damit haben wir unsere diesjährige Spender-Ehrentafel eröffnet. Im September verlosen wir unter allen, die zum Erfolg auf dem Berliner Alexanderplatz beitragen, 30 Souvenirs aus Freundesland als kleine Anerkennung für große Aktivität. Und das alles können wir gebrauchen: Bücher fachlich oder belletristisch – Handarbeiten jeder Art – Reisesouvenirs von überall – Raritäten wie alte Ansichts- oder Glückwunschpostkarten und natürlich auch Geldspenden, die Sie bitte einzahlen auf das

Postscheckkonto
Berlin
7199-68-17717
Code: 4193–122.

Päckchen oder Pakete schicken Sie bitte an diese Anschrift:

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026

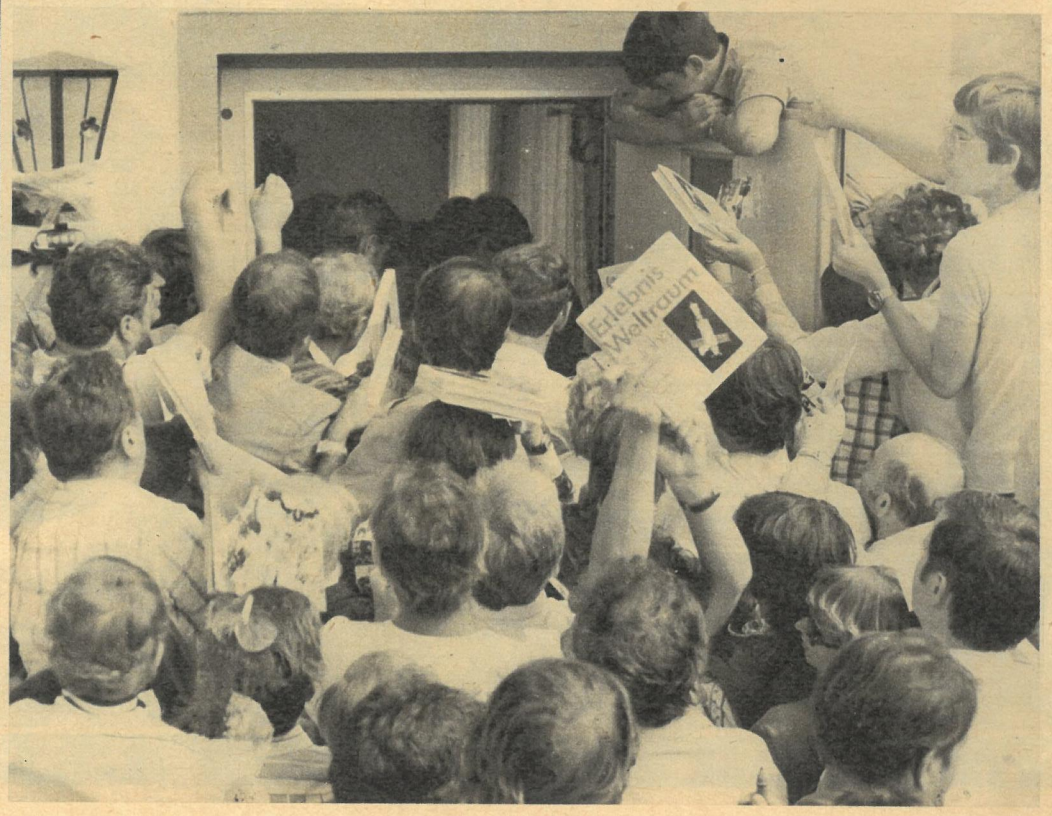
Bitte versehen Sie jede Sendung mit dem Vermerk:
FREIE WELT
Solidarität 1988

Womit Diana aus Berlin-Weißensee Mannequin spielt, das schickte uns Martha Hanka aus Zwickau für den Solidaritätsbasar. Unten ein Blick in ihre „Werkstatt", wo die hübschen Mädchensachen entstanden.

Kennwort Doktorhut

Schon mehr als 1000 „Hüte"...

...stapeln sich bei uns. Die Einsendungen laufen, nein, fliegen täglich ein. Es zeigt sich: Den Hut haben wir tatsächlich alle auf! Wir veröffentlichen weitere Auszüge:



Am 5. Jahrestag seines Raumfluges weilte Sigmund Jähn zusammen mit Valeri Bykowski, seinem Kommandanten, in Morgenröthe-Rautenkranz. **Siegfried Berger, Reichenbach,** *wollte seine erste Begegnung mit den Kosmonauten fotografieren, doch die Verhältnisse, die waren nicht so:*

Mächtige Drängelei

Besonders lebhaft ging es vor dem Bahnhof zu, wo die beiden die ständige Kosmosausstellung besuchten und anschließend Autogrammwünsche erfüllten. Mein Foto (oben) gibt vom Ansturm auf die Eingangstür nur ausschnittsweise einen Eindruck wieder. Doch die „Hauptdarsteller" kann man nur ahnen. Später, auf dem Weg durch den Ort, wurden sie ständig angesprochen. Sicherlich kam der Zeitplan ziemlich durcheinander. Einer der Begleiter sagte endlich: „Nun laßt sie doch mal in Ruhe, in fünf Jahren seht ihr sie ja wieder!" Ja, und darauf hoffe ich nun!

Unzählige Leser schildern, wie das Auftreten unseres Fliegerkosmonauten sie beeindruckt hat. Als Beispiel geben wir **Studienrat Dr. Uwe Dunkel, Köthen, das Wort:**

Zum Anfassen

Als ich im Mai 1981 die Berufung als Direktor an die Sigmund-Jähn-Oberschule in Köthen bekam, war ich sehr aufgeregt. Ich erhoffte enge Kontakte zu Generalmajor Dr. Sigmund Jähn. Mein Wunsch erfüllte sich. Inzwischen trafen wir häufig zusammen: Da begegnete mir jedesmal ein Mensch, ein Kommunist, der Ruhe ausstrahlt, Bescheidenheit, Freundlichkeit, hohes Wissen – ein Mann zum Anfassen, den man einfach gern haben muß. Und das Schönste, alle Kollegen um mich empfanden genau so. Bei jedem Treffen spürten wir, daß Sigmund Jähn stets auf die Schüler zuging – sie standen im Mittelpunkt. Das ist pädagogische Meisterschaft und persönliche Stärke. Alles, was mit dem Wort „Rummel" zu umschreiben wäre, lehnt er ab. Diesen Lebensstil kann man sicher nicht kopieren, aber man kann sich daran orientieren.

„Ut sine Kosmostid" erzählt **Malte Dau, Horst,** *eine tolle Geschichte:*

Münchhausen im All

Uns Mäkelbörgers is de Kosmonautik nich so frömd, as de Binnenländers dat denken dauhn, biwil wi siet olle Tieden 'ne seeführende

Завтра, завтра, послезавтра...

Morgen, morgen, nur nicht heute..., aber in der nächsten Folge unserer Serie „Russisch in Redensarten" bringen wir die Lösung der Preisaufgabe des ersten Beitrags „Hals über Kopf" (FW 11/88).

Methode zum Wohl des Kranken

Den Bericht über Ultraschall in der Medizin, aus dem die Leserforum-Preisfrage entnommen war, fand ich aufschlußreich („Der Fledermauseffekt"; Auflösung nebenan). Als ein Bekannter von mir plötzlich erkrankte und eine exakte Diagnose nicht sofort gestellt werden konnte, legte man fest, in etwa vier bis fünf Monaten eine Ultraschalluntersuchung vorzunehmen. Mir erschien dieser Zeitraum sehr lang! Durch Ihren Beitrag wurde ich eines Besseren belehrt.

Nation sünd. Un wat brukt de? Nautikers. Un wo kieken de hen oewer ehre Jakosstäb' und Sextanten? In den Kosmos. Is dat nich Kosmonautik? Mit 'n Raumschipp in't Weltall – de Utkiek künn mi reizen dauhn: Ik sitt in so 'ne Sojus-Tunn un kiek dörch dat Bulley. Un wat seih ik? Wi swäwen oewer uns' Republik. Toierst sök ik Berlin. Aewer kein Berlin to seihn! Dat is doch woll nich moeglich is dat – dat gröttst' Berlin vun de Welt, un ut'n Kosmos nich tau seihn? Nu lug ik'n beten wieder nah baben, un wat seih ik dor? Rügen! Kiek eins an, dor hew ik all Mäkelborg funnen. Dunn hew ik mi den Kieker nahmen un em scharp instellt. Hew gliks mien Dörp utmakt un uns Hüsung. Min Fru steiht buten un is mit de Signalflaggens an't Winken. Ik ranner an de Bookstaberie: B-R-I-N-G-E – M-I-L-C-H – V-O-N – M-I-L-C-H-S-T-R-A-S-S-E – M-I-T – S-T-O-P – K-O-N-S-U-M – W-I-E-D-E-R – N-U-R – S-A-U-E-R-M-I-L-C-H – E-N-D-E – De Ierd harr mi wedder. **P. S. SMH (Schnelle Mittlungshilfe):** Mäkelborg – Mecklenburg; frömd – fremd; dauhn – tun; biwil – weil; Tieden – Zeiten; Utkiek – Ausblick; Tunn – Tonne; swäwen – schweben; söken – suchen; lugen – blicken; funnen – gefunden; Hüsung – Wohnung, (Eigen-)Hein; Ierd – Erde; wedder – wieder.

Kosmische Räume im Fluge durchmessen – das gehört zu den Pioniertaten der Menschheit. Aber die DDR von Süd nach Nord per pedes zu durchwandern, ist auch nicht so ohne, **wie Helmut Knuppe, Herzberg (Elster),** *schildert:*

Als „Einzelgänger" durch die DDR

Zehn Jahre lang hatte ich versucht, einen Partner zu finden, der mit mir in den Sommerferien von der Südspitze der DDR bis zum nördlichsten Punkt wandert. Da ich keinen fand, machte ich mich kurzerhand im Sommer 1978 allein auf den Weg. Am 2. Juli früh um fünf begann ich in Schönberg (Vogtland) den Marsch nach Norden. Ich hatte Pech – es waren 21 Tage bis Kap Arkona (insgesamt 736 Kilometer mit zwei Ruhetagen in Potsdam), von denen 16 regnerisch und windig bis stürmisch waren. Die zweite Etappe von Schöneck nach Rodewisch war eine der schlimmsten Strecken.Es regnete aus allen Himmelswannen, Sturm rüttelte die Vogtlandfichten, und mit Blasen an den Füßen traf ich gegen 13 Uhr in Rodewisch auf der Satellitenbeobachtungsstation ein, deren Leiter, Professor Edgar Penzel, meiner Bitte um Übernachtung entsprochen hatte. Er selbst war in Urlaub, aber sein Stellvertreter empfing mich herzlich. Im Archiv der Schulsternwarte stieß ich auf interessante Dinge – wie der damalige Neulehrer Edgar Penzel mit seinen Schülern systematisch die Sterne beobachtete und wie ihm eines Nachts 1957 die sensationelle Aufnahme des ersten Sputniks gelang, womit der Grundstein für die heutige moderne Satellitenbeobachtungsstation „Sigmund Jähn" gelegt war. Später, auf einer Wanderung nach Rodewisch mit einer Schülergruppe, stattete ich persönlich meinen Dank bei Professor Penzel ab, meine Schüler besichtigten die Station und freuten sich über Fotos von Sigmund Jähn und Edgar Penzel. Auch ich erhielt ein solches Bild (unten), auf dem zwei berühmte Vogtländer zu sehen sind.

Nach dem Raumflug auf der Fahrt durch die geschmückten Straßen von Werdau stand Heinz Künzel, Zwickau, im Spalier – genau in Blickrichtung von Valeri Bykowski.

Nun leuchtet es mir ein, warum die Wartezeit noch lang ist.

Herbert Franke, Mülsen St. Jacob

Preisfrage

Heft 15/88

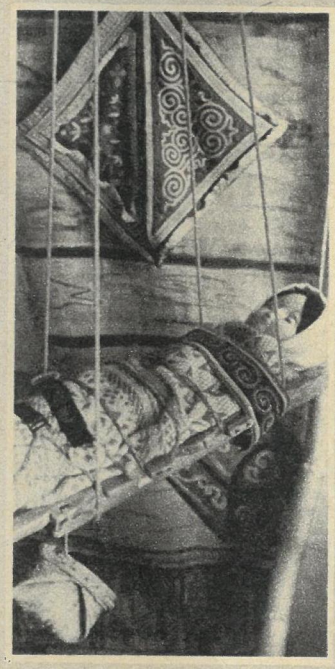
Zur wievielten Rechnergeneration zählt ein neuer sowjetischer Super-Minirechner?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 x 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 18/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 3. August 1988. Auflösung von Heft 12/88: Die Handknochen seiner Frau. Wir gratulieren Karl Aust, Basdorf.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Volker Hohlfeld, Uwe Mann, Detlev Steinberg

Wer sein Volk nicht liebt, hat auch kein Herz für ein anderes

... so lautete die Lösung des Preisrätsels zum Beitrag „Die Insel im Pila Kerkk" innerhalb unserer Serie „Völkerschaften der UdSSR" (FW 9/88). Wir bedanken uns bei 42 703 Einsendern! Die meisten fanden die richtige Lösung, von den falschen Lösungen sei eine genannt: „Wer sein Weib nicht liebt, hat auch kein Herz für ein anderes" (Ein Schelm, der Böses dabei denkt...) Unser ganz besonderer Dank gilt den Lesern, die auf 2343 Lösungskarten Lob und Kritik übermittelten oder in 92 gesonderten Briefen ausführlich ihre Meinung darlegten. So schreibt Franz Schinkel aus Brandenburg: „Der Bericht über Sachalin hat mir sehr gefallen, weil er den Lesern ein ‚Randgebiet' der UdSSR auf anschauliche und informative Weise nahebringt. Die Autoren haben es gut verstanden, die komplizierten Probleme der Nationalitätenpolitik in dem riesigen Land mit etwa hundert Nationen, Völkerschaften und ethnischen Gruppen zu verdeutlichen. Inzwischen wissen wir aus den Ereignissen um Nagorny Karabach (Bergkarabach) und aus den Beratungen der XIX. Unionsparteikonferenz der KPdSU, daß die Nationalitätenpolitik im Konkreten nicht immer reibungslos funktioniert und daß auch Fehler gemacht wurden. Das ist verständlich, wenn man die relativ kurze Zeitspanne der Entwicklung nach der Oktoberrevolution ins richtige Verhältnis setzt zur Rückständigkeit und Abgeschiedenheit solcher Gebiete wie Sachalin... Ich wünsche mir weitere Reportagen über so interessante Regionen der UdSSR und deren Völker..." Den Tausenden Lesern, die ebenfalls weitere sowjetische Völkerschaften kennenlernen möchten, sei versichert, daß wir unsere 1976 begonnene Serie auch 1989 fortsetzen.

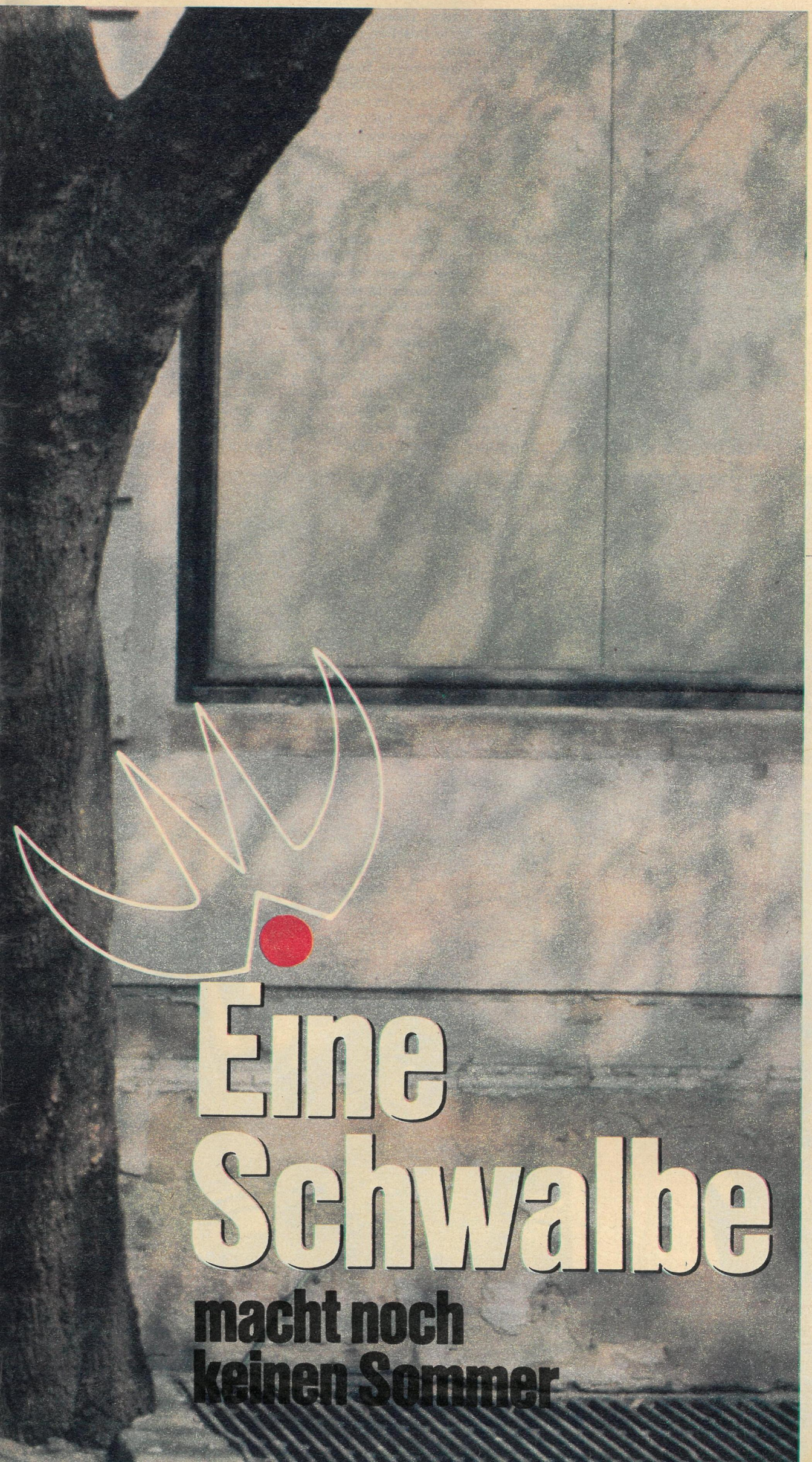


Im Museum von Jushno-Sachalinsk

Es gewannen:

1000 M – Lieselotte Müller, Potsdam-Babelsberg; 750 M – Gabriele Cebulla, Magdeburg; 500 M – Helmut Gärtner, Weinböhla; 250 M – Detlef Dehne, Hohenbucko; 100 M – Andreas Klein, Halle-Neustadt; je 25 M – Christel Standke, Seebad Ahlbeck; W. Krombholz, Aderstedt; Gisela Anders, Rostock; Dora Schwerdtfeger, Leipzig; Erna Kleisner, Wiederitzsch; Gefr. U. Kliche, Aue; Ruth Zumpe, Gera; Alexander Jentsch, Kitzscher; M. Stephan, Sellin (Rügen); Monika Murre, Barnstädt; Christina Mäser, Meißen; Familie Thiesner, Göddeckenrode; F. Mehlhorn, Berlin; Marlies Schröder, Wernigerode; Rita Beber, Jena; Elvira Flohr, Halle-Neustadt; Gottfried Enk, Plauen; A. Dudek, Ribnitz-Damgarten; C. Müller, Magdeburg; Helga Haaser, Aschersleben; Hannelore Quente, Leuna; Henrik Weber, Berlin; Frank Swaczyna, Plauen; Thekla Pehalek, Brandenburg; Eva Buske, Demmin; Cordula Stallmann, Stendal; Christa Sieloff, Bad Bibra; Uwe Neumann, Stendal; Eveline Kämmerer, Zwintschöna; Karin Reinhardt, Wolfen; Martha Sonntag, Haldensleben; Ursula Bähr, Leipzig; Lisa Hautmeister, Blankenburg; Gertraud Wolle, Schmöll; Günther Schäfer, Rostock; R. Zoogbaum, Sandersdorf; Ilse Werner, Eichstädt; Max L. Fliegel, Rostock; Bernd Nitschke, Halle (Saale); E. Andrä, Zwickau; Ursula Zoller, Zeitz; Sigrid Rogge, Seebad Heringsdorf; Ilse Iffland, Katzhütte; Torsten Faulwasser, Sornzig; Edgar Braatz, Berlin; Fränze Hoffmann, Grimmen; Günter Sczuka, Geringswalde; Klaus-Dieter Schwark, Wittenberge; Manuela Simon, Greiz-Dölau; Evelyn Schmidt, Münchenbernsdorf; je einen kleinen Wandteppich – G. Längerich, Halle (Saale); Jörg Dassow, Glewitz; 1 Fellbild – B. Schlender, Altentreptow; 1 Felltäschchen – Irmgard Below, Berlin; je ein Hängepüppchen – Ronny Marschner, Großdrebnitz; W. Winkler, Dresden; Dora Junker, Glindow, Bertold Gottschalk, Seifersdorf; E. Dietz, Karl-Marx-Stadt; Marina Grunert, Schwedt (Oder); Thomas Heller, Pasewalk ; L. Illhardt, Mittweida; G. Hehne, Berlin; Heinrich Lindner, Ruhla; je ein Stehpüppchen – Irmgard Seliger, Görlitz; Eva-Maria Reinhold, Schlema; Berit Zeißler, Rösa; Bennet Ziegler, Magdeburg; H. Roscher, Steinheidel; Fam. Meix, Harra, Regina Cuno, Blankenburg; je eine Meeresschnecke – Werner Pätzold, Meuselwitz; Ernst Süße, Jena; Fam. Scheuner, Rötha; Katrin Ehrler, Reichenbach; Rainer Thämlitz, Anklam; Rowena Rau, Kehnert; Mandy Fabisch, Jüterbog; Jörg Kretschmer, Leipzig; Michael Kern, Rostock; Jenny Kühnlenz, Karl-Marx-Stadt, Josef Hock, Burkhardtsdorf; Else Mehnert, Gröditz; Steffen Günther, Härtensdorf; Dieter Schmelzer, Hettstedt; I. Diener, Lübbenau; Hans-Joachim Wardow, Güstrow; eine Koralle – Elke Wernicke, Wolmirstedt.

Herzlichen Glückwunsch!



Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer

Zehn Schritte durch einen Hausflur liegen zwischen Warschau und Warschau. Wir treten ein und lassen die geschäftig-betriebsame Nowy Świat hinter uns. Auf der anderen Seite scheint selbst die Sonne gemütlicher. Ein ruhiges Karree. Katzen rekeln sich behaglich. Mäßiges Interesse für ein paar Spatzen, die einzelne Schwalbe nehmen sie nicht zur Kenntnis. Uns weist sie den Weg. Constanze Treuber (Text) und Sibylle Bergemann (Fotos) fanden die Tür zu *moda polska.*

Die Mädchen, die *moda polskas* Kleider auf Laufstegen und vor Kameras präsentieren, sind schön. Sind sie auch klug? „Unbedingt, sie müssen klug sein, unbedingt." Ein nachdenklicher Augenblick, dann sagt Pan Antkowiak: „Oder wir müssen sie klüger machen, sie sind ja noch sehr jung. Denn, wissen Sie, wenn ein Modell Erfolg hat, so ist es bestimmt zur Hälfte der Erfolg des Models, das es zu tragen versteht." Die andere Hälfte, das ist der ausgeklügelte Schnitt, die besondere Farbe, das schöne Material – eben die Kreation des Gestalters. Zbigniew Jerzy Antkowiak ist Chefdesigner des Hauses *moda polska.*

Hundertfünfzig, zweihundert Mädchen kommen in jedem Jahr und wollen Mannequin werden. Vier, fünf dürfen bleiben und lernen. Etwas Lebenserfahrung wäre schön, aber die nimmt man aus keinem Lehrgang mit. „Da lohnt es, geduldig und verständnisvoll zu sein. Wir wünschen uns doch, daß uns die Mädchen eine Weile die Treue halten. Hier lernen sie zunächst, wie man sich bewegt, sich pflegt, frisiert, schminkt und noch so einiges, was jede Frau von sich wissen sollte und manche nicht weiß." Jedes Modell einer jeden Kollektion wird für ein bestimmtes Mädchen entworfen und genäht. Es wird ihr nicht nur auf den Leib geschneidert, nein, auch auf die Persönlichkeit, die sie ist. Ein wenig bitter, wenn eine Hoffnung sich nicht erfüllt. „Die Hälfte unserer neuen Kollektion war für eines unserer besten Mädchen gemacht. Aber nicht nur wir fanden sie gut. Bei uns ist sie es geworden, und nun geht sie zu einer Pariser Agentur." Doch ein gutes Mannequin macht nicht nur aus, was andere ihm angedeihen lassen. Viel muß es mit harter Arbeit aus sich selbst holen. „Sollen wir ihr die Chance neiden, eine Zeitlang dort zu arbeiten, wo der Nabel der Modewelt ist?"

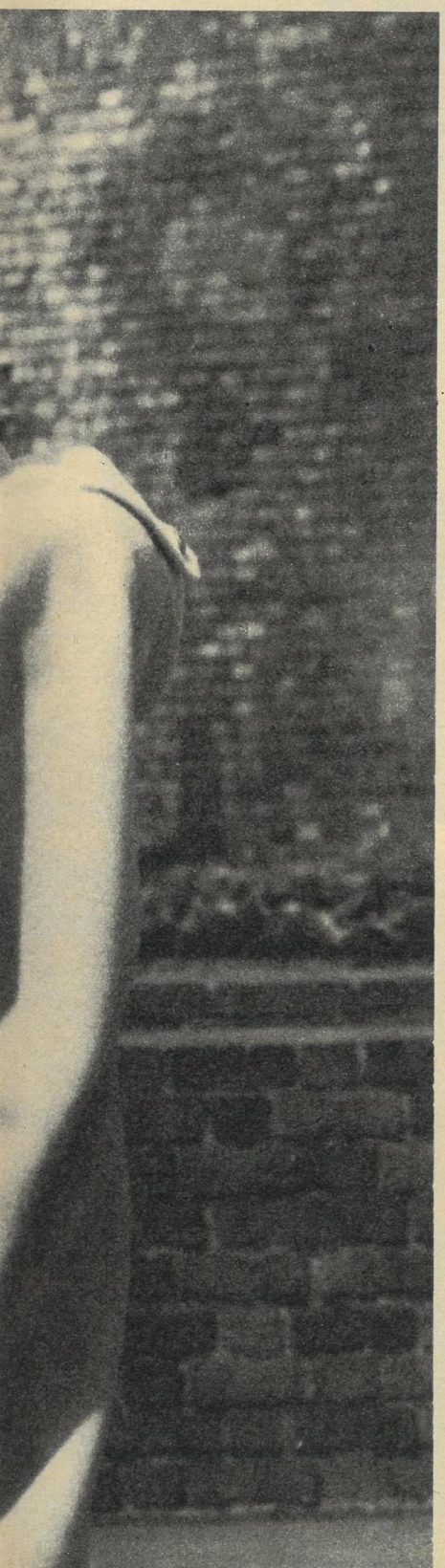
Also haben wir etwas erfahren über Freuden und Kümmernisse des Umgangs mit schönen und klugen

Eine Schwalbe...

Der Chefdesigner: Zbigniew Jerzy Antkowiak, seit zwanzig Jahren bei *moda polska* (rechts).
Klassik frech: Edyta im anthrazitfarbenen Mantelkleid mit Ballonrock (rechts außen)
Klassik klassisch: Weiß die Mäntel von Małgorzata und Marlena, marineblau die Anzüge der Herren, die sich zu einem Foto überreden ließen (unten)
Klassik streng: Kostüm in Grau, Schwarz, Weiß (oben Mitte)
Mustermix: Bluse, Mantel, weite Hose – Pünktchen, Punkte, Streifen, Karos (rechts unten)

jungen Damen. Gekommen aber sind wir der polnischen Mode wegen. Allerwegen wird ihr so etwas Gewisses-Ungewisses, Besonderes nachgerühmt. Was, bitteschön, ist es denn nun, das so schwer Auszudrückende, und wo sollte uns Bescheid werden, wenn nicht hier?
Jerzy Antkowiak dankt für die Blumen und bedauert. Hat er sich nicht deutlich ausgedrückt? Gewiß, wir ahnen, aber könnte er nicht...
Nun denn: Das Geheimnis der Mode ist nicht das Geheimnis von Schnitt, Rocklänge oder Schulterbreite, sondern das der Persönlichkeit, die sich durch Mode auszudrücken weiß. In Polen haben das vielleicht mehr Frauen verstanden als anderswo. Einen Mantel kann man einfach anziehen, weil es kalt ist. Man soll aber dabei denken, Gefühl für das eigene Maß entwikkeln, dem Mantel sich selbst hinzufügen mit Temperament, Haltung, Phantasie. Dann ist es Mode.

„Ich habe die technische Kommission nicht gern, die unsere Kollektionen abnimmt", sagt der Chefdesigner. „Sie prüft den richtigen Sitz, die Anordnung der Knöpfe, die Höhe des Gürtels. Perfektion muß sein, da wollen wir uns von keinem übertreffen lassen. Aber ein Mantel, der allen Normen entspricht, lebt der schon? Wir müssen ihn wecken. In Polen versteht man, sich lebendig anzuziehen. Obwohl an Zutaten nicht gerade Überfluß herrscht."
Auch *moda polska* kann den Bedarf an Besonderem nicht decken, so sehr das Unternehmen in dreißig Jahren aufgeblüht ist. Die Anfänge, da Jadwiga Grabowska, die Gründerin, eine Schwalbe als Sinnbild des sich immer wieder Erneuernden zum Zeichen ihres Modehauses wählte, waren so bescheiden wie anspruchsvoll. Die erste Schwalbe – ein Geschäft in der Warschauer Ordynacka. Die erste Kundschaft –



einige wenige mit exklusiven Wünschen. Auch heute noch, da die Firma in sechs eigenen Betrieben produziert und an die sechzig Boutiquen im ganzen Land unterhält, kauft nicht jeder bei *moda polska*. Anspruchsvolle, manchmal aufwendige Verarbeitung, Exklusivität durch kleine Serien von hundert bis höchstens zweitausend Stück pro Modell, letzter Schrei, gutes Material – das hat seinen respektheischenden Preis, von Importen, durch die das Angebot ergänzt wird, gar nicht zu reden. In den Gründerjahren des Hauses gab es Pro und Kontra sogar im Parlament. „Unser Konzept", sagt Jerzy Antkowiak, „hat sich durchgesetzt. In Polen gibt es wie überall Leute, für die eine besondere Garderobe wichtiger ist als alles andere, wofür man sonst noch Geld ausgeben kann." Manche verzichten dafür sogar auf sonst notwendige Dinge des Alltags.

Jedenfalls ist die Nachfrage größer als das Angebot. 2600 Beschäftigte erzielen gute ökonomische Ergebnisse, *moda polska* gilt als reicher Betrieb. Verkauft wird bisher nur in Polen. Ein Teil der Produktionskapazität allerdings wird genutzt, um für Konfektionsfirmen kapitalistischer Länder zu nähen. *moda polska* gibt die bemessenen Valuten aus, um, zum Beispiel, hin und wieder ausländische Stoffe einkaufen zu können. Fast die ganze Produktion entsteht ausschließlich aus heimischem Material. „Es kann passieren", so Pan Antkowiak, „daß wir uns ein Kleid so schön in Schwarz und Weiß gedacht haben – und hergestellt wird es in Blau und Gelb. Weil wir uns nach der

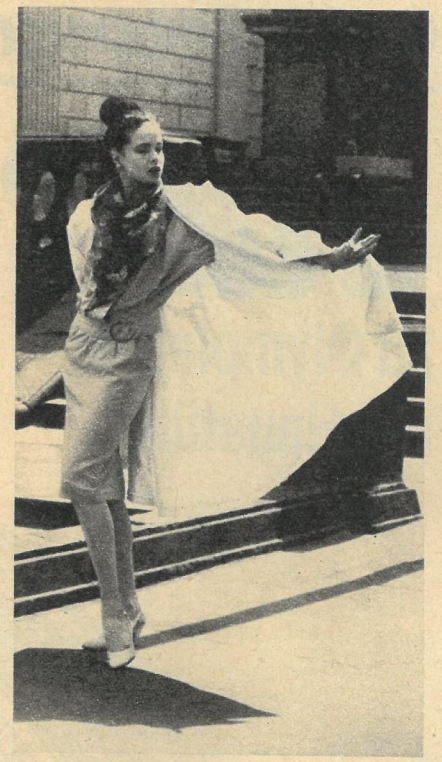
Eine Schwalbe ...

Palette: Schwarz, Weiß, Grau – Klassiker auch im polnischen Modetheater; leuchtende Farben und Pastelltöne spielen nicht nur Nebenrollen (links).

Doppelt: Ewelina trägt unter dem Kleid einen zweiten Rock aus Spitze (unten).

Überzieher: Unter dem weiten Mantel hat das schmale Kostüm Platz (rechts).

Decke strecken müssen." Die Kollektionen des Hauses machen auch den Trend im Land, die Industrie orientiert sich daran.
Chefdesigner Antkowiak hat vier modegestaltende Damen an seiner Seite: Magda Ignar, Krystyna Wasylkowska, Krystyna Dziak, Katarzyna Raszyńska. Damenmode, Herrenmode, Trikotagen – jede macht, was sie am besten kann. Dann raufen sich die Gestalter zusammen, bis aus fünf Exposés ein Opus wird. Ist eine Kollektion komplett, sind besondere Fähigkeiten des Chefs und Magda Ignars gefragt: Die Schau wird inszeniert mit Musik von Pop bis zu großer Oper. Eine Schwäche fürs Theater schimmert durch.
Alles Theater? „Ja und nein", sagt Jerzy Antkowiak. „Wenn Sie meinen, daß wir mit unseren Mitteln die Kultur befördern wollen – das haben wir mit dem Theater gemein." Öffentliches Wirken in diesem Sinn ist zum Statut erhoben. Wir sollten aber ja nicht glauben, bei *moda polska* würde nur gespielt. „Ich neige sehr zur Übertreibung. Aber kontrolliert muß sie sein. Es gibt auch Mode, die wird



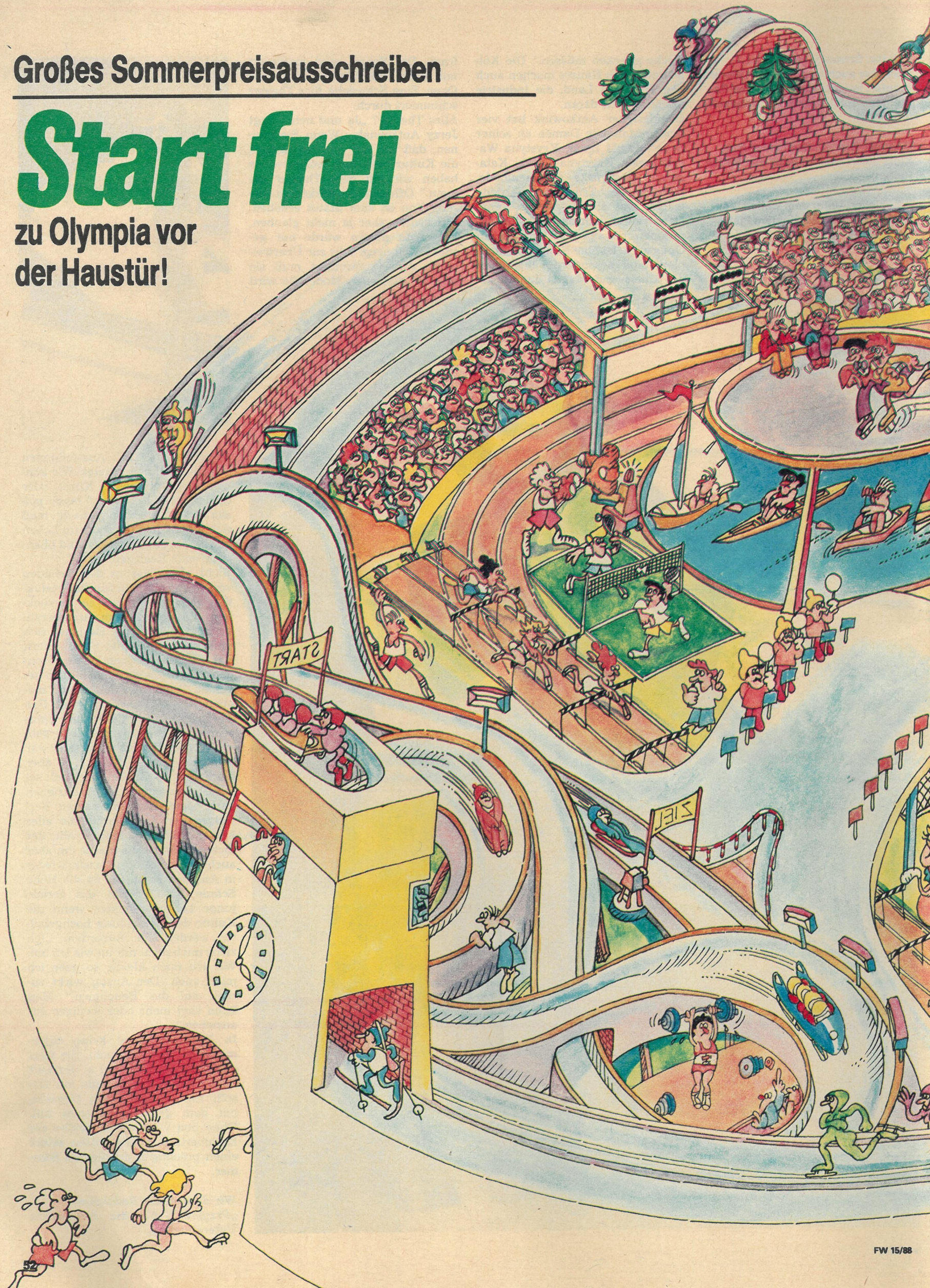
ausschließlich in Ausstellungen oder auf Bühnen gezeigt. Wir können uns nur hehre Kunst oder Spektakel nicht leisten." *moda polska* ist für Menschen gemacht, muß sich alltags und feiertags im Leben bewähren, ihre Schöpfer sind phantasierende Realisten.
Nicht alles, was in den Schauen vorgeführt wird, ist für die Produktion gedacht. Mit gar zu Verrücktem, Abenteuerlichem, Atemberaubendem machen die Designer sich und ihrem Publikum Spaß, sofern das welchen versteht. Das besonders Übertriebene ist aber auch geeignet, Tendenzen deutlich zu machen. Und welche sind das, Pan Antkowiak? „Die Jahre und Jahrzehnte, da es nur eine Mode gab, sind vorbei. Der letzte Diktator war wohl die Chanel. Nun ist es aber ein Fehler zu glauben, modisch sei alles, was man sich anziehen kann." Jerzy Antkowiak ist ein Verfechter der Avantgarde, die alles immer wieder in Frage stellt, der nichts heilig ist. Es macht ihn aber auch froh, daß die Klassik wieder in Ansehen steht. Sie ist die Hohe Schule, das Beispiel, das gerade junge Leute brauchen, wenn die Kultur der Bekleidung hochgehalten werden soll. Außerdem: „Ich ziehe mich nicht nur an wie ich bin. Wie ich mich kleide, so gebe ich mich auch. Der Anzug wirkt zurück auf das Benehmen." Man kann sich mehr oder weniger gut anziehen...
In Warschau wird keine eigenmächtige Mode gemacht. Sie folgt dem, was international in der Luft liegt, ohne Kopie zu sein, mit Gespür für das den Polen Gemäße, mit dem gewissen eigenen Stil. Ohne den wäre die Schwalbe ein Kümmerling. *moda polska* erlebt einen prächtigen dreißigsten Sommer.

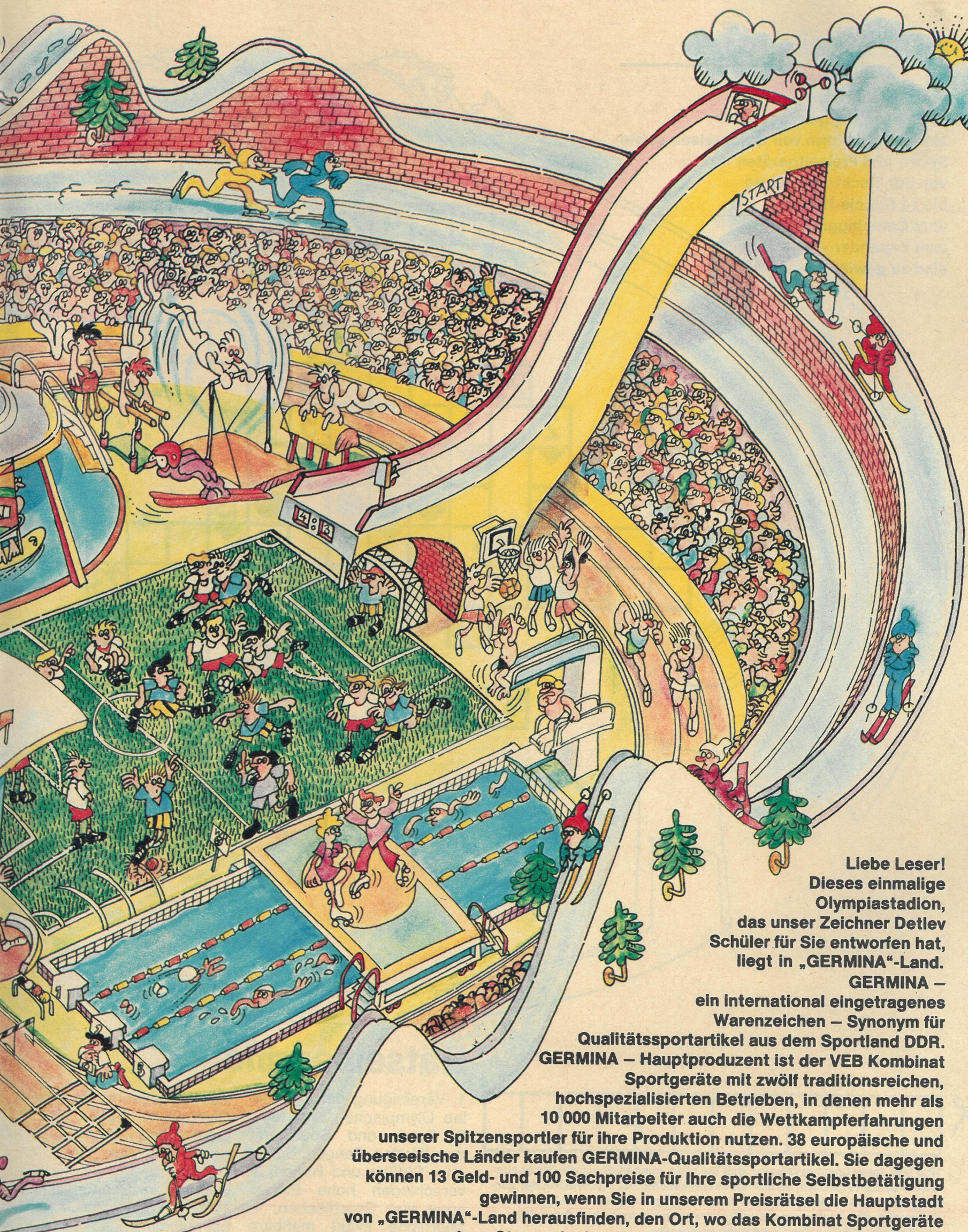
Wir danken der Redaktion „Przyjaźń" für die freundliche Unterstützung.

Großes Sommerpreisausschreiben

Start frei

zu Olympia vor der Haustür!



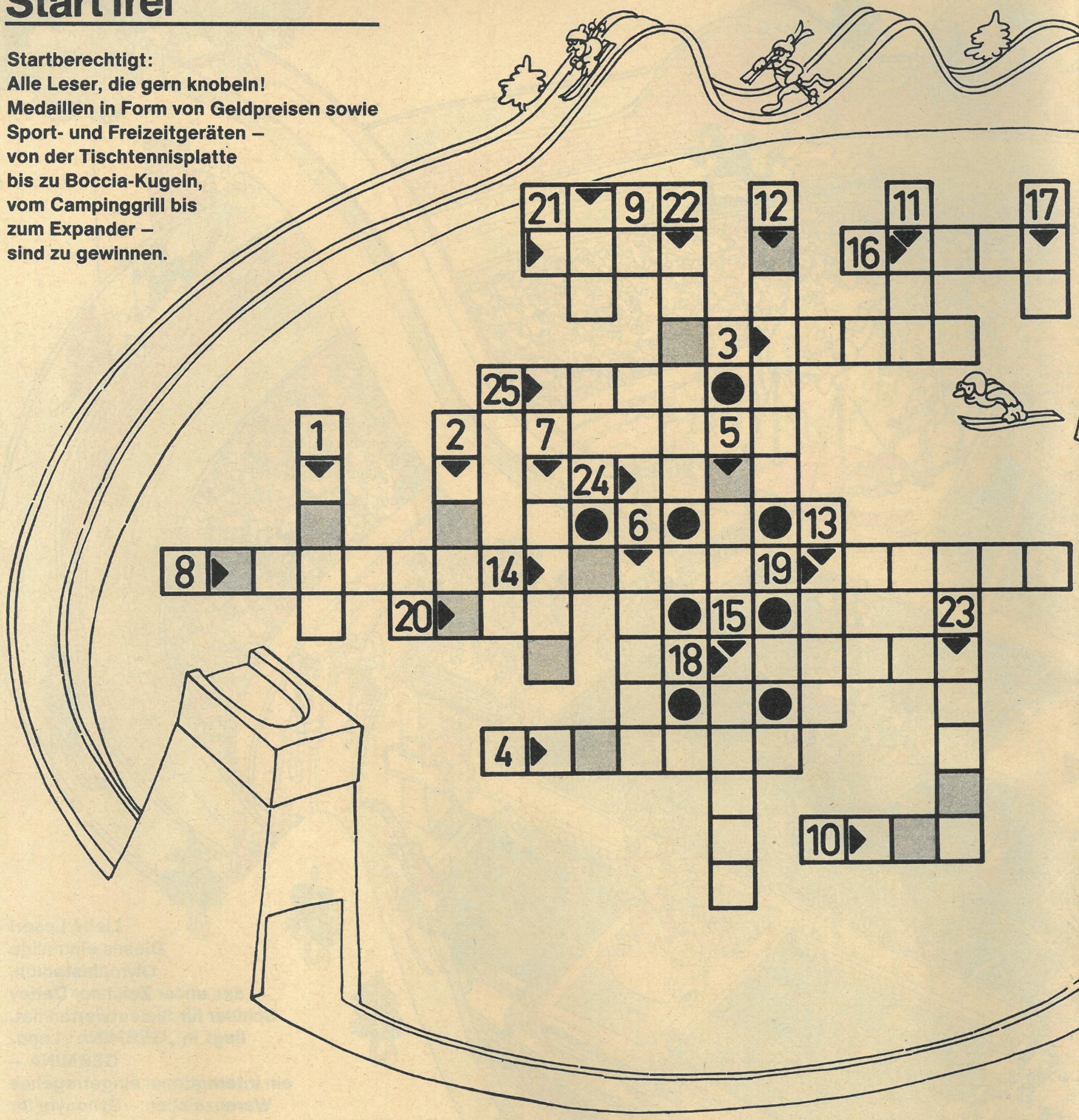


Liebe Leser!
Dieses einmalige Olympiastadion, das unser Zeichner Detlev Schüler für Sie entworfen hat, liegt in „GERMINA"-Land.
GERMINA – ein international eingetragenes Warenzeichen – Synonym für Qualitätssportartikel aus dem Sportland DDR.
GERMINA – Hauptproduzent ist der VEB Kombinat Sportgeräte mit zwölf traditionsreichen, hochspezialisierten Betrieben, in denen mehr als 10 000 Mitarbeiter auch die Wettkampferfahrungen unserer Spitzensportler für ihre Produktion nutzen. 38 europäische und überseeische Länder kaufen GERMINA-Qualitätssportartikel. Sie dagegen können 13 Geld- und 100 Sachpreise für Ihre sportliche Selbstbetätigung gewinnen, wenn Sie in unserem Preisrätsel die Hauptstadt von „GERMINA"-Land herausfinden, den Ort, wo das Kombinat Sportgeräte seinen Stammsitz hat: Raten Sie mit, es stehen für Sie bereit …

PREISE IM WERT VON 8888 MARK!

Start frei

Startberechtigt:
Alle Leser, die gern knobeln!
Medaillen in Form von Geldpreisen sowie Sport- und Freizeitgeräten – von der Tischtennisplatte bis zu Boccia-Kugeln, vom Campinggrill bis zum Expander – sind zu gewinnen.



Und hier unser Lösungsschema, daß Sie bitte, ausgefüllt auf die Rückseite einer Postkarte geklebt, an die Redaktion senden. Die Buchstaben der dunkel gedruckten Felder in unserem Kreuzworträtsel ergeben, richtig aneinandergereiht, den Namen eines traditionsreichen thüringischen Ortes, Sitz des Stammbetriebes des Sportgerätekombinats.

Unsere Anschrift: FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.
KENNWORT: START FREI.
Einsendeschluß: 31. August 1988 (Poststempel)

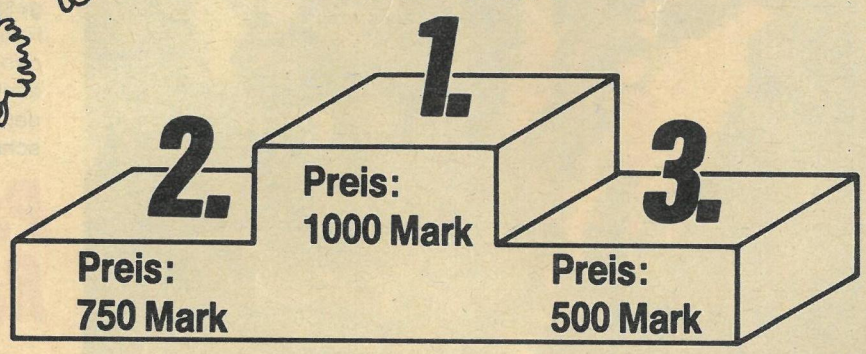
Rätselbegriffe

1. Vereinigung der Nationalen Olympischen Komitees, 2. Spiel- und Sportgerät zum Werfen, Fangen, Schlagen, Stoßen und Rollen, 3. verschieden hohe Einfassung von Sportflächen, 4. sportliche exakt meßbare Höchstleistung, 5. Judomeistergrad, 6. Kanubootstyp mit Doppelpaddelantrieb, 7. Austragungsort der ersten Olympischen Spiele 1896, 8. Gewichthebergerät, 9. zwei- oder viersitziger Schlitten, 10. Sportgerät für Fortbewegung auf Schneeflächen, 11. Sportgerät mit Tretkurbelmechanismus, 12. „freier" Abwehrspieler im Fußball, 13. Geländeballspiel, 14. Boxschlag, 15.

Das Know-how von DDR-Olympia-Siegern, Welt- und Europameistern und Weltcup-Gewinnern, kombinatseigene Forschung sowie die Erkenntnisse von Wissenschaftlern der weltbekannten DHfK in Leipzig bestimmen maßgeblich das GERMINA-Produktionsniveau.

Ihre Kenntnisse, liebe Leser, von olympischen und anderen Sportbegriffen bringen Sie auf das Siegertreppchen unseres Preisausschreibens.

Geldpreise der Redaktion FREIE WELT:



4.–13. Preis: 10 × 50 Mark

Turngerät, 3,50 Meter lang, 16. Turngerät für Schwungübungen, 17. Niederschlag im Boxen, 18. Turngerät, 10 Zentimeter breit, 19. eine der drei Grundgangarten des Pferdes, 20. dem Wind abgewandte Seite des Segelbootes, 21. Griffstange am Barren, 22. Austragungsort der XXII. Olympischen Spiele, 23. finnischer Leichtathlet mit neun olympischen Goldmedaillen, 24. Zweikampfsportart, 25. große, locker zusammengeschlossene Teilnehmergruppe bei sportlichen Wettkämpfen.

Sachpreise des VEB Kombinat Sportgeräte:

1. Preis:	**GERMINA-Tischtennisplatte**
2. Preis:	**GERMINA-Heimtrainer**
3. Preis:	**POUCH-Zelt**
4. + 5. Preis:	**je ein Paar GERMINA-Langlaufski**
6. + 7. Preis:	**je ein Paar GERMINA-Joggingschuhe**
8. Preis:	**POUCH-Luftmatratze**
9. + 10. Preis:	**je einen POUCH-Campinggrill**
11.– 20. Preis:	**GERMINA-Rollschuhe**
21.– 30. Preis:	**GERMINA-Expander**
31.– 40. Preis:	**GERMINA-Boccia**
41.– 50. Preis:	**Kühltaschen**
51.– 60. Preis:	**GERMINA-Federballspiel**
61.– 80. Preis:	**GERMINA-T-Shirt**
81.– 90. Preis:	**GERMINA-Mütze**
91.–100. Preis:	**GERMINA-Poster**

Im nächsten Heft:

Wie lebt's sich an der BAM?

Sewerobaikalsk – Ort an der großen Eisenbahntrasse im Fernen Osten. FREIE WELT-Reporter besuchten dort vor fünf Jahren die BAM-Pioniere und heute die Bewohner der sich mausernden sibirischen Stadt.

Foto: V. Billeb

Gedanken eines „Unpolitischen"

Ein weltanschaulich verschlungener Weg führte den Dichter Thomas Mann von den „Betrachtungen eines Unpolitischen" zum Verfechter einer Politik der Vernunft.

Neue Chancen für Leukämiekranke

Mit der Übertragung von Knochenmark wird in der Leipziger Universitätsklinik Blutkrebs behandelt.

Als Denissenkos Bären laufen lernten ...

Eisbären auf Schlittschuhen – eine neue Glanznummer des sowjetischen Staatszirkus.

Foto: V. Billeb

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Auf den ersten Blick hat diese Raupe nichts Besonderes an sich. Man würde sie eher als unauffällig, vielleicht sogar als etwas unappetitlich bezeichnen. Gerade das ist aber das Besondere an ihr: Wenn sie reglos auf einem Blatt sitzt – und genau das tut sie fast den ganzen Tag lang – ähnelt sie in verblüffender Weise einem Häufchen frischen Vogelkots. Eine perfektere Tarnung läßt sich kaum denken. Kalkweiße Stellen (entsprechend der Harnsäure im Kot) wechseln mit dunklen Abschnitten. Sogar den feuchten Glanz eines frischen Kotballens glaubt man zu entdecken. In Wirklichkeit ist die Haut der Raupe trocken, der Eindruck des feuchten Schimmers kommt allein von der besonderen Schichtstruktur der Oberhaut und den kleinen blauen Punkten, die Glanzlichter vortäuschen.
Im Freiland ist die Ähnlichkeit der Raupe mit Vogelkot noch stärker als auf dem Foto, und nicht nur der menschliche Beobachter läßt sich täuschen, sondern auch Vögel. Ich konnte mehrfach sehen, wie verschiedene Waldsänger, vor allem Durchzügler aus Nordamerika, bei der Futtersuche achtlos über unsere Raupe hinwegflatterten, während sie andere Schmetterlingsraupen in ihrem Umkreis mit Vorliebe verzehrten. Tarnung und Mimikry (das ist unter anderem die Nachahmung ungenießbarer oder gefährlicher Organismen) gehören zu den wesentlichen Überlebensstrategien der Urwaldinsekten. In unmittelbarer Nähe der abgebildeten Raupe fanden sich zum Beispiel noch einige Spannerraupen, die abgestorbenen Ästchen glichen; eine Heuschrecke, die einem „wandelnden Blatt" ähnelte, sowie ein wespenähnlicher, sehr bedrohlich aussehender, aber völlig harmloser Kleinschmetterling.

Papillioniden-Raupe

PREISFRAGE:

Wie nennt man das Lebensstadium der Schmetterlinge zwischen Raupe und dem vollentwickelten Falter?

a) Larve
b) Puppe
c) Imago

Antworten bitte auf Postkarte bis 3. August 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056

So war es richtig in Heft 12/88: Mit 90 g ist ein Netzfaden von 0,1 mm starker Spinnenseide belastbar (c). Es gewannen: 100 M – W. Kretzschmar, Ostritz; 75 M – B. Schorr, Tiefurt; je 50 M – R. Schneider, Schwerin; I. Gutwasser, Leipzig; St. Kothe, Salzwedel.

Text und Foto: Dr. Matthias Freude, Redaktion: Christel Kotsch